DR. DOKTOR CHRISTIAN BELGER: VON FREUNDEN ZUR ERINNERUNG...






SIGILLVM ACADEMIAE HARVARDIANAE
VE RI TAS

Christian Belger.



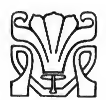


Dr. Christian Belger.

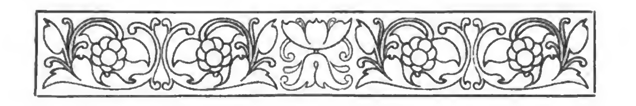
Von Freunden

zur

Erinnerung für seine Freunde.



Altenburg, S.-A.,
Druck der Piererschen Hofbuchdruckerei.
1903.



Prof. Dr. Christian Belger †[1]).

Soeben hat ein Mann sein Leben vollendet, dessen ein weiter Kreis von Freunden, Kollegen und Bekannten in Liebe und Freundschaft gedenkt, dem ein noch größerer Kreis von Schülern — er war ein Vierteljahrhundert hindurch Lehrer am Friedrichsgymnasium in Berlin — dankbare Anhänglichkeit bewahrt.

Chr. Belger ist am 22. Dezember 1847 in Löbau, einer der lausitzischen Sechsstädte, geboren. Sein Vater, ein ehrsamer Gerbermeister, ertrug es nicht leicht, den einzigen Sohn der gelehrten Laufbahn sich bestimmen zu sehen; doch gab er dessen übermächtigem Drang zu den Studien nach und schickte ihn auf das Gymnasium nach Bautzen. Hier gewann ihn der Unterricht des trefflichen Direktors Palm für das Studium der klassischen Philologie. Er hat zuerst in Leipzig, hierauf in Berlin philologische und archäologische, kunsthistorische und philosophische Studien unter Haupt, Kirchhoff, Trendelenburg, Bonitz, Curtius, Grimm getrieben. Seinem Lehrer Haupt hat er

[1]) Erweiterter Abdruck eines Nachrufs in der Berliner Nationalzeitung vom 3. November 1903.

ein Denkmal der Liebe und Dankbarkeit errichtet in dem schönen und höchst persönlichen Buch: Moritz Haupt als akademischer Lehrer (1879). In den Aristotelischen Übungen bei Trendelenburg, dann auch in dessen gastlichem Hause, haben wir die erste Bekanntschaft gemacht, die bald zu einer innigen, das Leben hindurch dauernden Freundschaft wurde.

Nachdem Belger das akademische Studium vollendet hatte (seine Dissertation de Aristotele etiam in arte poëtica componenda Platonis discipulo, 1872, weist auf die Schule Trendelenburgs; wie er denn auch später Trendelenburgs Ausgabe von Aristoteles de anima erneuert hat), trat er zunächst als Erzieher in das Haus des Unterstaatssekretärs J. v. Gruner ein. Dann folgte eine längere Studienreise nach Italien und Griechenland, die ihn in die Anschauung der antiken Welt einführte. Ihrer Kunst, vor allem auch der Baukunst, ebenso aber auch der äußeren Lebensumgebung, der Geographie und Topographie von Athen, Mykene, Troas widmete er das lebhafteste Interesse, hatte aber auch für Sprache, Literatur und Volksleben der Gegenwart offene Augen, wovon mehrere reizvolle Schilderungen in der damaligen Augsburger „Allgemeinen Zeitung" Zeugnis ablegen. Die archäologischen Studien standen von da ab im Mittelpunkt seiner gelehrten Arbeit; als langjähriger Herausgeber der Berliner Philologischen Wochenschrift blieb er mit der wissenschaftlichen Forschung auf diesem Gebiet, besonders auch mit der Arbeit der Ausgrabungen, an der mehrere Freunde persönlich beteiligt waren, in steter Fühlung: die Schriften über die griechischen Kuppel-

gräber (1887) und über die Mykenische Lokalsage (1893) sind aus diesen Studien erwachsene Früchte. Eine längere Reise in den Orient, nach Ägypten und Palästina, führte ihn im Winter 1895/96 noch einmal an die Stätten seiner Jugendliebe, Athen und Mykene. Seine Sachkenntnis auf dem Gebiet der Archäologie brachte ihn auch in Verbindung mit dem Museum, dessen ägyptische und vorderasiatische Abteilung ihn als wissenschaftlichen Berater zuzog.

Im übrigen hatte er seinen Lebensberuf im Gymnasiallehramt gefunden. Von seinem Lehrer Bonitz wurde er im Probejahr am Grauen Kloster in den Beruf eingeführt; er rühmte später gern die Milde und hilfreiche Nachsicht, womit der verehrte Mann seine ersten schwankenden Schritte auf dem der Schlüpfrigkeit so wenig als das Parkett entbehrenden Boden der Schule geleitet habe. Im Jahre 1876 kam er an das Friedrichsgymnasium und hat ihm als Lehrer angehört, bis schwere Erkrankung im Herbst 1901 ihn nötigte, zuerst Urlaub, dann Abschied von der Schule zu nehmen.

Belger war ein Typus des alten deutschen Gymnasiallehrers; er war Gelehrter nnd Lehrer in einer Person. Daß ein Lehrer an einer Gelehrtenschule selbst ein Gelehrter sein müsse, stand ihm schon aus der Tradition seiner sächsischen Heimat her fest. Die fortdauernde Mitarbeit an der Wissenschaft war ihm aber zugleich innigstes persönliches Bedürfnis; ein Lehrer, pflegte er zu sagen, brauche außer dem Schulparterre ein oberes Stockwerk, wohin er sich aus dem Getriebe der Menschen zurückziehen könne, um mit den Dingen stille Zwiesprach zu halten.

Auch als Lehrer verleugnete er den Gelehrten nicht. Er war kein Methodenkünstler, noch weniger ein Drillmeister; er vertraute der Wirksamkeit der Sache selbst, er vertraute auch der Jugend. Das lag in seinem ganzen Wesen; es war völlig ohne Härte, so sehr, daß es vielleicht hin und wieder auch einmal notwendiger Festigkeit entbehrte. Er war eine weiche, gefühlvolle Natur, von zartester Empfindung, nicht ein streitbarer Mann, gegen Nichtsnutzigkeit, Bosheit und Tücke wehrlos. Aber seinen Schülern war er ein guter und hilfreicher Lehrer; mancher wird in dankbarer Erinnerung haben, wie er z. B. mit leise nachhelfender Hand über die gefürchtete Barre des nun glücklich wieder verschwundenen „Abschlußexamens" hinüberbugsierte. Und denen, die ihm näher traten, war er ein treuer Berater, und mehr als einem ist er ein väterlicher Freund geworden. Allen aber teilte er mit freigebiger Hand aus dem reichen Schatz seiner vielseitigen Bildung mit.

Er konnte geben, denn er hatte die Fülle. Er besaß eine ungewöhnlich umfassende und tiefe Geistesbildung. Neben den Alten war ihm die deutsche Dichtung vertraut, vom Mittelalter, dessen Spruchdichtung er besonders schätzte, bis auf die Gegenwart. Seine ganze Liebe aber gehörte Goethe, den er nie aus den Händen ließ, aus dem ein stets bereites Gedächtnis ihm jederzeit das der Sache und Stimmung gemäße Wort brachte. Der Faust begleitete ihn auf allen seinen Reisen. Zur Poesie kam die Kunst; er liebte sie in jeder Gestalt, für Malerei und Bildnerei hatte er ein feines Verständnis. In seiner Jugend war er eifriger Sammler von alten Kupfer-

stichen und Holzschnitten. Ich erinnere mich, wie er ganze Stöße von alten Romanen und Erzählungen zusammengebracht hatte, um der Chodowiecky'schen Bildchen willen; sie auf weiße Blätter sauber aufzuziehen war ihm eine Freude. Nicht minder hatte er für die Musik eine innige Liebe; manche einsame Stunde hat er an seinem Klavier zugebracht, den Tasten leidenschaftliche Empfindung einhauchend.

Belger hat keine Familie gehabt, er ist einsam geblieben. Um so wertvoller waren ihm die Beziehungen zu seinen Freunden. So wenig er große und rauschende Geselligkeit liebte — er entzog sich schon seit Jahren jeder größeren Gesellschaft —, so sehr liebte er frohes Beisammensein und trauliche Aussprache mit wenigen. Auch für ein paar fröhliche Wandertage war er jederzeit zu haben. Mir steigt manch herrlicher Sommertag in der Erinnerung auf, den wir gemeinsam, allein oder mit wenigen Freunden, in den Wäldern und an den Seen der Mark zugebracht haben; der Frühling oder Herbst lockte wohl auch einmal in den Harz oder nach Thüringen. Er brachte für solche Tage eine wundervolle Genußfähigkeit mit. Liebe zur Natur und Liebe zur Geschichte teilten sich darein; aber auch den guten Trunk nach überstandener Marschbeschwerde wußte er fröhlich genießend zu würdigen. Ich erinnere mich noch, wie wir eines Tages selbviert bei schwerer Hitze durch das Unstruttal pilgerten; er war schließlich so erschöpft, daß er sich auf einen Chausseestein setzte mit einer Miene, als ob er sagen wollte: hier will ich sterben. Von einem des Weges kommenden Wagen aufgenommen, hatte er die Wandern-

den überholt und empfing uns in Nebra am gedeckten Tisch, den frischen Schoppen vor sich, mit einer aus allen Poren strömenden Heiterkeit. Er war dann von unverwüstlich guter Laune, sprudelnd von guten Einfällen.

An der Natur liebte er das Große und das Kleine, vielleicht das Kleine und Schlichte noch inniger. Er konnte sich in einen Fleck Heideland oder Wiesengrund mit Wertherschen Empfindungen vertiefen und rief dann wohl aus: wenn ein Maler auch nur einen Quadratschuh der Wirklichkeit so abmalen könnte! Vor allem aber ging er gern der geschichtlichen Erinnerung nach, die sich an eine Örtlichkeit heftete. So wurde er nicht müde, Goethes Spuren zu folgen. Noch im Sommer des letzten Jahres stieg er, als er, schon ein Schwerkranker, durch Zürich kam, zum Hause des alten Bodmer hinauf, in dem Klopstock und Goethe als Gäste gewohnt hatten, und empfand ihre Nähe; eine Postkarte meldete es den Freunden und legte ihnen die Pflicht auf: den Besuch bei nächster Gelegenheit ja nicht zu versäumen.

Belger liebte das Reisen, um der Natur und um der Geschichte willen, aber nicht zuletzt auch um der zwanglosen und unverbindlichen Berührung mit Menschen willen. Wohin er kam, knüpften sich bald freundliche Beziehungen zu Tischgenossen oder begegnenden Wanderern. „Er war ein Mann, dem Gutheit aus den Augen sah“, so charakterisierte ihn jüngst ein Freund. Und in der Tat, so kindliche Liebenswürdigkeit, so absichtslose Freundlichkeit blickten ihm aus den Augen, daß er im Augenblick Vertrauen und Zuneigung gewann. Manches leichte Band ist so von ihm geschlungen, da und dort ist daraus auch

ein dauerndes Freundschaftsband geworden, wovon noch nach seinem Tode mehr als ein rührendes Zeugnis Kunde gegeben hat. Als er Morschach verließ, wo er im letzten Sommer ein paar Wochen geweilt hatte, wurden beim Abschied von der Pension viele Augen naß, man sah, der freundliche Gast, den alle lieb gewonnen hatten, ging zum Sterben. Und noch auf seinem Todbett erhielt er von zwei Engländerinnen, denen er in Gersau begegnet war, einen rührend teilnehmenden Brief. Er hatte eine feine Art, in zarter Weise kleine Aufmerksamkeiten zu erweisen; so liebte er es, seine Freunde, alte und neue, durch eine Postkarte mit Bild und Spruch, wohl auch einmal einem hübsch gereimten Wort, zu Teilhabern eines glücklichen Augenblicks, den er draußen erlebte, zu machen. Und selten kam er von weiterer Reise heim, ohne irgend ein Zeichen freundlichen Gedenkens mitzubringen.

Noch einen Zug in seinem Wesen berühre ich: er war eine im tiefsten Grunde religiöse Natur. Nicht zwar in der Form der Kirchlichkeit; der Kirche als Institution stand er kühl gegenüber, und dogmatische Fixierung des Glaubens war ihm kein Bedürfnis, wie er denn für begrifflich festgepfählte Wahrheit, auch in philosophischer Form, überhaupt wenig Geschmack hatte. Er lebte im Anschaulichen und Gefühlsmäßigen. Von der Mutter ererbte Beziehungen zu herrnhutischer Frömmigkeit waren ihm sein Lebenlang wert; von der schlichten Form ihrer gläubigen Gewißheit, besonders ihrer Freude angesichts des Todes, ist ihm ein tiefer Eindruck geblieben. Daß Fräulein v. Klettenberg den jungen Goethe lieb gehabt hatte, war ihm nicht der geringste Beweis für

dessen persönlichen Wert. Eine besondere Liebe hatte er für die Lieder Paul Gerhardts; sie waren sein Trost noch auf seinem letzten Schmerzenslager: wie gut, sagte er, daß meine Mutter darauf gehalten hat, daß ich diese Lieder lernte; jetzt kann ich sie mir in meiner Einsamkeit vorsagen. Sie sind ihm hilfreich gewesen, dunkle Schattengestalten, die das Haupt des Kranken umflatterten, (sie waren auch dem Gesunden nicht ganz fremd) zu vertreiben.

Als er sich entschließen mußte, seinen Abschied aus dem Schuldienst nachzusuchen, plante er noch allerlei Arbeiten; Goethe lag ihm am meisten im Sinn. Er sprach mit Lebhaftigkeit von einem Aufsatz: Goethe als Wanderer. Er wollte ihn schildern als Reisenden, als Genießenden, als Beobachter, als Sammler und Schilderer von Eindrücken aus Natur und Menschenwelt. Die Kraft reichte nicht mehr. Es ist schade darum; er hätte dabei Gelegenheit gehabt, von allem, was ihn selbst in innerster Seele beglückte und bewegte, zu reden. Es war viel von Goethe in seinem Wesen, vor allem die universelle Empfänglichkeit; unter allen Menschen, die ich gekannt habe, war ihm hierin niemand gleich. Wie bei Goethe, so war bei unserm Freunde diese Seite der Natur mütterliches Erbe. Die Briefe der Mutter an ihren zärtlich geliebten Christian erinnern oft in erstaunlicher Weise an die Briefe der Frau Rat, sowohl in dem Mangel an Orthographie und Interpunktion, als in der erstaunlichen Leichtigkeit und Kraft der Mitteilung; für jedes Erlebnis und jede Gefühlsstimmung findet sich jederzeit das treffende Wort; man kann sie nicht ohne Erstaunen über die hervorragende, fast möchte ich sagen literarische Begabung der

durchaus unliterarischen Frau lesen. Und nicht minder teilte sie mit der Mutter Goethes die herrliche Gabe, über schwere und niederdrückende Erlebnisse (und sie sind ihrem Leben überreichlich zuteil geworden) sich zu freier Seelenstimmung zu erheben; ihr glücklicher Kinderglaube half dem glücklichen Temperament. Belger hing mit herzlicher und dankbarer Liebe an der Mutter; manch rührender Brief von ihrer Hand ist dafür Zeugnis; die Enge und der Druck beschränkter Verhältnisse ist ihr durch die Liebe des Sohnes, die sich unermüdlich in kleinen Aufmerksamkeiten erwies, zu einer Quelle reinsten Glücks geworden, wie es den Häusern der Reichen fernbleibt. Manches Jean Paul'sche Stück wäre aus diesem Leben mitzuteilen; Schulmeisterlein Wuz gehörte nicht umsonst zu Belgers Lieblingsbüchern.

Als ich ein paar Wochen vor seinem Tode ihn besuchte, sprach er mit ruhigster Fassung von dem nahen Ende seines Lebens und fügte dann hinzu: es ist reich und schön gewesen, und ich blicke mit inniger Dankbarkeit auf alles das Gute, das mir der reiche Gott geschenkt hat.

Eines ist ihm nicht geschenkt worden: ein leichter und schmerzloser Tod. An jenem selben Tage hieß er mich den Bericht über den Tod des Fräuleins von Klettenberg lesen, den Goethes Mutter an Lavater erstattet hat (in einem der letzten Bände der Publikationen der Goethegesellschaft, deren langjähriges Mitglied er war). Er forderte es dringlich und fragte mich, als ich wieder kam, ob ich den Brief gelesen habe. Als ich bejahte, sagte er: so möchte ich sterben. Es ist ihm nicht so gut

geworden; er hat einen harten Kampf kämpfen müssen, ehe er zur Ruhe eingegangen ist.

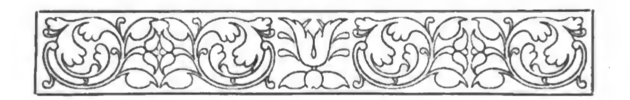
Ich weiß nicht, ob ihm die Worte des Äschyleischen Philoktet, wie er sie einmal in einem Aufsatz übersetzt hat, wieder in den Sinn gekommen sind:

O Tod, du Heilgott, laß mich nicht vergeblich fleh'n;
Denn du allein bist Arzt für unheilbares Leid,
Und an den Toten rührt kein Schmerz der Erde mehr.

Wir aber stehen an seinem Grabe und sprechen: have pia et cara anima.

Und Christus spricht: Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen.

Friedrich Paulsen.



Aus der Jugendzeit.

Christian Belger wurde zu Ostern 1862 in die Quinta des damals unter der Leitung des Rektors Friedrich Palm in hoher Blüte stehenden Gymnasiums zu Bautzen als Schüler aufgenommen. Sexta und Quinta bildeten das Progymnasium; der Kursus in den vier Klassen des eigentlichen Gymnasiums war ein 1½jähriger. Belger zeichnete sich indessen so sehr durch seine Begabung und seinen Fleiß aus, daß er jede der Klassen Quarta, Tertia und Sekunda in einem Jahre absolvierte, eine schnelle Beförderung, die wohl keinem andern Schüler damals wieder zuteil geworden ist. Sein Lieblingsstudium waren die alten Sprachen und die deutsche Literatur; schon in seiner Jugend las er Goethe sehr viel, der ihm ja sein ganzes Leben hindurch ein Leiter und Führer gewesen ist; bei seinem ersten, ihm für die beste deutsche Arbeit als Anerkennung gestatteten öffentlichen Auftreten am 14. Mai 1865 im Platzischen Gedächtnisaktus sprach er in deutscher Rede über Goethes Wort: „Alles in der Welt läßt sich ertragen, nur nicht eine Reihe von schönen Tagen.“ Es kann auch ohne jede Übertreibung gesagt werden, daß er

wohl in allen übrigen Gymnasialfächern Hervorragendes leistete, wenigstens in keinem nur Mittelmäßiges. Von seinen Lehrern, denen er stets ein treues Angedenken bewahrte, sind außer Palm, dem Belger besonders näher trat, noch Koch, Schottin, Schubart, Kloß, Jähne, Rößler und Schaarschmidt zu nennen; nur einer von ihnen, der jetzige Konrektor Dr. Kloß, ist nach vollendetem fünfzigjährigem Jubiläum noch tätig; alle andern sind Belgern im Tode vorangegangen. — Besondere Freude gewährte Belgern die Musik; er äußerte einmal, daß er vom Anhören guter klassischer Musik immer den Eindruck empfange, als wenn er durch sie zu besonders guten, edlen Taten hingedrängt werde. Er spielte selbst recht gut Klavier und erfreute uns auf seiner Schülerbude oft durch sein Spiel. Besagte Bude teilte er mit zwei Freunden aus seiner Vaterstadt Löbau, von denen der eine, Emil Grohmann, jetzt Besitzer von Bergwerken auf der Insel Seriphos ist, während der andere, der allen seinen Freunden unvergeßliche Max Oette, leider schon frühzeitig als Gymnasialprofessor in Eisenberg (Sachsen-Altenburg) dahingeschieden ist. Diese drei und ein vierter, auf der nämlichen Straße wohnender Löbauer Landsmann gehörten wohl zu der geistigen Elite der Schülerschaft; die vier „Löbauer" wetteiferten miteinander und hatten das *αἰὲν ἀριστεύειν* stets als Ziel vor sich.

Waren auch die Bedürfnisse eines Schülers damals nur gering und die Lebenshaltung eine sehr einfache — Belger zahlte für Stube und halbe Pension (Frühstück und Mittagessen) etwa 40—50 Taler jährlich —, so fehlte es uns doch nicht an Freuden; oft habe ich mit

Belger an die schönen, damals durchlebten Zeiten zurückgedacht. Die Stadt selbst bot vieles Interessante. Bautzen erhebt sich mit seinen vielen Türmen und Zinnen sehr malerisch auf einer Höhe über dem Spreetale; man hat seine Lage oft und mit Recht mit derjenigen von Rothenburg o. d. Tauber verglichen. Hervorragende Gebäude aus älterer Zeit, so die Domkirche St. Petri, das Schloß Ortenburg, das stattliche Rathaus, mehrere Tortürme ebenso wie malerische Klosterruinen erinnern an die reiche geschichtliche Vergangenheit und waren wohl geeignet, in einem empfänglichen jugendlichen Gemüte historischen Sinn zu wecken. Die anmutige Umgegend bot Gelegenheit zu Ausflügen und Wanderungen in den bewaldeten Bergen; froh bestiegen wir den Czorneboh, den sagenhaften Blocksberg der Lausitz, und den Löbauer Berg. In Löbau fand sich in den Ferien bisweilen eine Anzahl Kommilitonen zu harmlosen Kneipereien zusammen; Belgers Eltern sahen es stets gern, wenn ihr Sohn mit Freunden fröhlich war. An dem Elternhause hing Belger mit treuester Liebe; sein Vater, ein fleißiger Handwerksmeister, hatte ihn von Kindheit an zu Gottesfurcht und treuer Pflichterfüllung erzogen, seine Mutter in ihm den Sinn für Edles und Schönes geweckt. Wahrlich, diese einfache Bürgersfrau, die ihre Schillerschen Gedichte von der Jugend her noch genau im Gedächtnisse hatte, konnte in ihrer schlichten, gediegenen Geistes- und Herzensbildung manche moderne Salondame beschämen! — Daß für Belger die Tanzstunde, die er im Sommer 1865 besuchte, eine angenehme Abwechslung bot, braucht wohl nicht erst erwähnt zu werden; wie tief die Eindrücke aus dieser

Zeit bei ihm gewesen sind, sehe ich noch aus einem Briefe aus der Studentenzeit, in dem er das Wort Catulls auf sich anwendet: »Difficile est longum subito deponere amorem.« Dankbar dachte Belger auch stets der Familien, in denen er während der Schulzeit verkehren durfte; von diesen seien hier diejenigen des Advokat R., des Dr. med. F. und des Direktors L. genannt.

Zu einer ernsteren Unterbrechung gab das Jahr 1866 Veranlassung; die Preußen rückten in Bautzen ein; man erwartete allgemein einen Kampf in der Nähe der Stadt; die Einwohner verbargen ihre Habseligkeiten in den Kellern; die abenteuerlichsten Gerüchte durchschwirrten die Luft, wie z. B., daß die Preußen alle waffenfähigen jungen Männer als Rekruten ausheben würden, eine Nachricht, die auch Belgern damals mit ziemlicher Besorgnis erfüllte. Natürlich waren wir Schüler gute sächsische Patrioten und mit gebührendem Haß gegen den „Feind“ erfüllt; an den Abenden rissen wir unter dem Schutze der Dunkelheit die an den Straßenecken angehefteten Proklamationen des preußischen Generals v. Bose ab, wobei Belger einmal beinahe arretiert worden wäre. In demselben Sommer, noch im August, brach in Bautzen die Cholera aus und forderte viele Opfer; ich kann aber nicht sagen, daß die nächtlichen Beerdigungen und die nachts an den Straßenecken zu Desinfektionszwecken angebrannten Wachholderfeuer auf uns Schüler einen sonderlich ernsten Eindruck gemacht hätten; im Gegenteil ist mir dieses „Kriegs- und Cholerasemester“ mit meinen Freunden als ein — in jugendlichem Leichtsinn — froh durchlebtes in der Erinnerung geblieben.

Daß Belger sehr bald die günstige Wendung der Dinge in Deutschland, die der Krieg von 1866 zur Folge hatte, erkannte, ergibt sich aus einem Gedichte „Des Königs Heimkehr", das er am Geburtstage des Königs Johann, am 12. Dezember 1866, im Schulaktus vortrug. In diesem bittet er Gott, des teuren Königs Leben zu erhalten, und fährt dann unter Hinweis auf den Eintritt des Königs in den Norddeutschen Bund fort:

Und laß den neuen Bund, den er geschlossen,
Uns stark umfassen ohne Trug und Schein!
Genug des Bruderblutes ist geflossen,
Laß, guter Gott, laß es das letzte sein,
Daß über den gefall'nen deutschen Leichen
Der Nord und Süd versöhnt die Hand sich reichen!

Anfang Mai verließen wir das alte, teilweise in einem ehemaligen Festungsturme untergebrachte Gymnasialgebäude und bezogen einen in der Nähe des Bahnhofs errichteten stattlichen Neubau. Belgern wurde die Ehre zuteil, bei der Vorfeier den Damen für die Schenkung einer Schulfahne in einem deutschen Gedichte zu danken; am zweiten Festtage hielt er eine lateinische Rede über den Philoktet des Sophokles, die im nächsten Schulprogramm veröffentlicht wurde. Wie der Rektor sich in diesem Programme ausdrückt, „enthielt das Gedicht eine sehr ansprechende Deutung der in der Fahne prangenden Farben", während die „lateinische Rede, obgleich sie die letzte Ansprache war, dennoch die Aufmerksamkeit der Freunde klassischer Bildung fesselte". — Belger bezog von dieser Zeit an als Famulus des Rektors ein Zimmer im neuen Gymnasialgebäude.

So kam zu Michaelis 1867 das Abiturientenexamen

heran. Belger bestand es glänzend; er erhielt als Gesamtzensur in den Wissenschaften I, eine Zensur, die seit langer Zeit nicht verliehen worden war; außer andern, ihm schon während der Schulzeit zuteil gewordenen Prämien wurde ihm die sogenannte Ratsprämie verliehen, eine vom Rat der Stadt Bautzen gestiftete silberne Medaille mit der Inschrift: „discipulis recte facientibus offert senatus Budissinus." Ein Mitschüler feierte am Abende des Examens in einem Gedichte auf die Abiturienten Belgern in folgenden Versen:

Nunmehr kommt auch unser Belger,
Famulus gewest ist welcher,
Der auf dem Gymnasium
Sich erworben hat viel Ruhm,
Drum will er auch da hinein,
Wo die Philologen sein.

Aber nicht nur frohe Schicksale waren dem Freunde in der Jugend beschieden; auch schweres Leid mußte er erfahren. Am schwersten traf ihn die geistige Erkrankung seines Vaters, den er selbst in die Irrenanstalt überführen mußte. Wenn dieser auch nach einiger Zeit anscheinend geistig gesund wieder zu seiner Familie zurückkehren konnte, so hat er sich doch von seiner Krankheit völlig nicht wieder erholt, sondern an ihr schließlich frühzeitig geendet. Großes Leid bereitete ihm in der Jugendzeit noch der Tod einer inniggeliebten jüngeren Schwester.

Nach dem Examen bezog Belger die Universität Leipzig; seine Lehrer in den philologischen Disziplinen waren dort namentlich Georg Curtius, Ritschl, Overbeck und Zarnke; mit besonderem Eifer hörte er noch Nationalökonomie bei Roscher, ferner theologische und philosophische

Kollegien bei hervorragenden Lehrern. Gern besuchte er abends als Gast die Kneipabende der Lausitzer Predigergesellschaft; auch wurde er Mitglied des akademischen Gesangvereins Paulus und nahm an dessen musikalischen Übungen und studentischen Vergnügungen teil; wohl empfand er „die blühende goldene Zeit" des frohen akademischen Sängerlebens; doch ließ er sich durch derartige Abhaltungen nicht vom ernsten Studium abziehen. Viel Vergnügen bereitete ihm der bis dahin fast ungewohnte Besuch des Theaters, das unter Heinrich Laube damals Hervorragendes leistete, besonders in Shakespeare- und Mozartaufführungen. Während der kurzen, durch Belgers frühere Übersiedlung nach der Universität verursachten Trennung blieben wir in regem Briefwechsel; es mag sein Stammbuchvers für mich vom März 1868 als Zeichen seiner treuen Gesinnung hier Platz finden:

Wie ernst in seiner Seele mächt'gem Drange
Faust nach den höchsten Zielen matt sich ringt,
Er strauchelt oft und fällt, und niemals klingt
Des Friedens Gruß ihm auf dem hast'gen Gange.

Ihm fehlt, woran die müde Seele hange,
Wenn durch des Zweifels Nacht kein Lichtstrahl dringt;
Ob ihm die Liebe zarte Lieder singt,
Der starke Freund fehlt doch, der ihn umfange.

Ob trüb', ob heit're Tage uns umgeben,
Wir wollen drum getreu die Hand uns reichen,
Daß wir einander starke Stützen werden.

So schreiten frisch wir durch das Tal der Erden,
Und wenn am Ende auch die Wangen bleichen,
Regt sich's im Herzen noch wie Jugendleben.

Zu Ostern 1870 vertauschten wir beide die Universität Leipzig mit Berlin. Über Belgers philologische

Studien daselbst mögen Berufenere berichten; hier sei nur kurz erwähnt, daß er sich besonders an Haupt und Kirchhof anschloß, und daß wir gemeinsam bei Ernst Curtius und Mommsen hörten. Mit besonderer Vorliebe besuchte Belger das alte Museum, in dem er bald ganz heimisch geworden war. Eine neue Welt ging uns in politischer Beziehung auf; mit Eifer gingen wir in die Sitzungen des Reichstages und waren besonders erfreut, wenn wir Bismarcks gewaltigen Reden lauschen konnten, so bei den Strafgesetzbuchdebatten im Mai 1870. Unvergeßlich wird uns die Begeisterung bei der Rückkehr des Königs Wilhelm von Bad Ems am 15. Juli 1870 sein; aus den sächsischen Partikularisten waren gute Deutsche geworden, die sich nachmals oft genug noch über preußischen Partikularismus geärgert haben! Leider war es uns beiden nicht vergönnt, mit in den Krieg zu ziehen. Belger lebte daher still und ruhig seinen Studien fort. Soweit es die bescheidenen Mittel erlaubten, besuchten wir das Theater; einige Male standen wir stundenlang vor dem Opernhause, um einen möglichst guten Sitz auf dem „Olymp“ zu erlangen und von dort aus die Lucca oder Betz zu bewundern.

Besondere Erholung waren für Belger unsere gemeinsamen Spaziergänge in die Umgebung von Berlin; so liefen wir an einem Nachmittage nach dem Müggelberge und zurück, nach Teltow, an die Potsdamer Havelseeen. Auf einer Wanderung nach Tegel trafen wir einmal eine arme ältere Frau, die, von einem rohen Fuhrwerksbesitzer überfahren, mit gebrochenem Beine an der Straße lag. Belger opferte seine Barschaft und ermöglichte es, daß

sie in einem Wagen nach dem Krankenhause befördert werden konnte. Unvergeßlich wird uns unsere gemeinsame Fußwanderung zu Beginn der Herbstferien 1870 von Berlin in die Lausitz bleiben. Wir wanderten früh unter den Linden fort und liefen in 5—6 Tagen über Rudow, Königswusterhausen und den Spreewald in die Lausitz und erkannten dabei wieder, daß die viel verschrieene Mark doch auch ihre Schönheiten hat. Daß wir nachts meist auf einem Strohlager zubrachten, störte natürlich die gute Laune nicht.

Zu Ostern 1871 entschloß sich Belger, nicht wieder nach Leipzig zurückzukehren, sondern seine Studien in Berlin zu vollenden. Hier trennten sich unsere Wege, aber nur räumlich. In Treue hat er auch in der Folgezeit zu mir gehalten; eine vierzigjährige Freundschaftszeit liegt jetzt hinter mir. Ich danke ihm für seine Treue von ganzem Herzen.

Zum Schlusse nur noch zwei Worte.

In der Rede, die er als Primaner über Philoktet gehalten hat, beantwortet er die Frage, warum Philoktet trotz seiner ausgezeichneten Eigenschaften von den entsetzlichsten Leiden bedrängt wird, dahin:

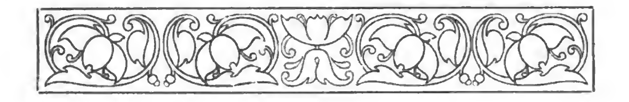
Philoctetes, quanquam egregia est in deos pietate et eximia constantia atque justitia, tamen ab omnibus hominibus desertus diris malis obruitur, ut eveniat, quod a fato est constitutum. Dii vero constantem virum tempore certo peracto laude atque gloria augent eoque se justos esse probant. Sic quum ex aliis veterum tragoediis tum ex Sophoclis Philocteta videmus, non casu sed divino numine res humanas regi et gubernari. Huic se sub-

mittere necesse est, ut saepe optimus quisque summis versetur in molestis et quo quis callidior est atque pejor, eo laetiorem per aliquod tempus vitam degat. Si vero quem exitum miseriae illae atque superbia illa haburerint spectaveris, deos esse justos hand dubie intelliges. Vim et malitiam vincit virtus, ex misero fit beatus.

Auch Belger hat viel gelitten. In schwerer Krankheit hat er die letzten zwei Jahre seines Lebens zugebracht, ruhelos bald im Süden, bald in der Schweiz, bald in Deutschland Genesung suchend. In vielen Briefen an mich hat er als seinen Trost hervorgehoben, daß es eine göttliche Vorsehung gibt und daß er seine Leiden als eine Schickung von ihr betrachte. Ein Bibelwort hat ihm, wie er mir oft gesagt, während seines ganzen Lebens Freude, Beruhigung, Tröstung gewährt. Möge dieses Wort an ihm in Erfüllung gegangen sein! Wer es wissen will, lese Matthäus, Kapitel 11, Vers 28, nach.

Dresden, den 30. November 1903.

Rudolph v. Sommerlatt,
Oberlandesgerichtsrat.



Griechische Frühlingstage.

Von gemeinsam verlebten Tagen aus froher Zeit sollen diese Blätter berichten. Wir hatten die Wintermonate 1874/75 zusammen in Rom verbracht. Im alten Ragazzoquartier in der Via Montanara dicht beim Marcellustheater hatten wir, Belger und ich, unsere Wohnung. Ruhig war der Aufenthalt nicht, denn lange ehe der Tag graute, kamen die Campagnolen, die ihre Ware zu Markte brachten, schon lärmend herein, und um Mitternacht waren die Gäste der benachbarten Osterien noch nicht zum Aufbruch geneigt. Aber zweifellos war es einer der interessantesten Stadtteile des damaligen Rom, wo das moderne Volkstreiben mitunter verbunden war mit den antiken Ruinen. Was dem Aufenthalt in der Erinnerung seinen besonderen Wert verliehen hat, war, daß wir Rom noch kennen lernen konnten wesentlich in dem Zustand, in dem es unter päpstlicher Herrschaft gewesen war. Wohl war die Bresche von Porta Pia zu einer stattlichen Straße bereits eingeebnet, aber von Neubauten für die italienische Hauptstadt war noch wenig vorhanden, das Tiberufer, die Isola bot noch den alten malerischen Anblick, und die

prächtigen Villen mit ihren reichen Antikensammlungen waren noch intakt. Wer sich eingelebt hatte in das Rom der Zeit Winckelmanns, fand so gar viel nicht verändert.

Mitte März 1875 brachen wir zusammen von Rom auf, eine Woche wurde in Neapel und Pompeji verbracht, dann fuhren wir mit der Bahn durch die Abruzzen nach Brindisi. Der Dampfer „Pachino" der Trinakrialinie brachte uns hinüber nach Korfu; ein paar Stunden, während das Schiff dort vor Anker lag, boten Gelegenheit, zum erstenmal griechischen Boden zu betreten. Das Volkstreiben hatte so viel Neues, noch Unbekanntes, daß die Menekratesinschrift und der Tempel von Kardachio darüber versäumt wurde. Bei der Weiterfahrt tauchten die schneebedeckten, scharf umrissenen epirotischen Berge auf. In der Frühe des nächsten Tages waren wir vor Sphakteria; an Modon vorüber ging die Fahrt um das Kap Malea nach dem Piräus, wo wir am 24. März schon bald nach Mitternacht anlangten. Im Wagen fuhren wir am Morgen hinüber nach Athen. Man hatte uns in Rom bange gemacht, wir hätten, wenn wir noch länger mit der Reise nach Griechenland zögerten, dort schon von der Hitze zu leiden. Am Morgen des Karfreitags, beim ersten Besuch der Akropolis, leuchtete heller Sonnenschein auf eine dünne Schneeschicht, mit der die Burghöhe, die Dächer der Stadt, die umliegenden Berge, ja selbst draußen die Inseln im Ägäischen Meere bedeckt waren. Tags darauf war aber das Winterbild schon dem Frühling gewichen.

Die griechische Hauptstadt ist heute in den Weltverkehr aufgenommen; damals lag sie noch recht abseits;

nur wenige Dampfer fuhren nach dem Piräus; einmal in der Woche gab's Zeitungen aus der Heimat, dann hatte man auf acht Tage Ruhe, und ich kann mich nicht erinnern, daß sich jemand darüber beklagt hätte. Der Fremdenbesuch war denn auch ein sehr viel geringerer als heutzutage; an Anregung hat es aber gleichwohl nicht gefehlt. Ein Halbjahr zuvor hatte O. Lüders das neu gestiftete Deutsche Archäologische Institut, das jetzt neben die alte École française treten sollte, eröffnet. Es war in der Akademiestraße in dem Kordellasschen Hause untergebracht, dicht bei der Universität; C. Robert und ich waren als erste Stipendiaten dort eingezogen. Im Hotel „Zur Athene", damals noch in der Hermesstraße, beim Kyrios Vasili, den Adolf Boetticher in den „Griechischen Landstraßen" so köstlich geschildert hat, sammelten sich die in Athen anwesenden Deutschen. Schon länger anwesend war E. Oberg, Dragoman bei der deutschen Gesandtschaft; H. G. Lolling, damals noch Erzieher im Hause des Buchhändlers und späteren Konsuls K. Wilberg, war schon beneidet um der Ausdauer willen, mit der er an jedem für ihn freien Tage die nähere und fernere Umgebung Athens durchstreifte und auf ihre Denkmäler absuchte. Die Osterferien brachten von Göttingen H. Sauppe mit seinem Neffen R. Schöll. Etwas später erschienen Wilh. Klein, ein Österreicher, noch ganz mit seinen Vasenstudien beschäftigt, H. Müller-Strübing, der zwei Jahre zuvor sein Buch über Aristophanes veröffentlicht hatte, für kurze Zeit auch E. Grisebach, der Dichter des „Neuen Tannhäuser", Mitte April traf J. A. Kaupert ein, von der kartographischen Abteilung des preußischen Generalstabes. Als

erstes Blatt für den von E. Curtius herauszugebenden Atlas von Attika hatte er das Meßtischblatt Athen aufzunehmen. In diesen Kreis trat jetzt auch Belger ein; auf ihn hat gerade der Verkehr mit Kaupert besonders anregend gewirkt, wie er denn auch späterhin mit Kaupert und dem von ihm geleiteten Kartenwerke stets in Beziehung geblieben ist.

Während heute das griechische Nationalmuseum in der Patissiastraße eine Zierde der griechischen Hauptstadt bildet, war damals eben erst mit seinem Bau begonnen. Was an Altertümern in der Stadt gesammelt war, wurde aufbewahrt bei mäßiger Beleuchtung im Theseustempel oder auch auf dem Exerzierplatz vor demselben, anderes im Turm des Wiede; die Griechische Archäologische Gesellschaft hatte zwei Zimmer im Varvakion mit ihrer Sammlung gefüllt, die wenigstens ahnen ließ, was alles dem Boden Griechenlands noch zu entlocken sein werde. Auch auf der Burg gab es noch kein Museum; über den ganzen Burgraum waren Skulpturen verstreut, nicht eben bequem zur Auffindung, aber ein eigenartiger Schmuck, den später viele vermißt haben. Ganz von selbst war man unter diesen Umständen hingewiesen auf das Studium der Stadtgeschichte, der Baudenkmäler und der Topographie.

Ausgerüstet mit einer guten Kenntnis der griechischen Dichter und des Plato, hat unser Freund die drei Monate, die er in Athen sich aufgehalten hat, reichlich ausgenützt, die Stadt mit ihrer Umgebung kennen zu lernen. Die Aufsätze, die er 1877 in der Beilage der Augsburger Allgemeinen Zeitung (Nr. 136, 138—139, 213—215) ver-

öffentlicht hat, unter dem Titel: „Die Ebene von Athen", leitet er S. 2069 in folgender Weise ein:

„Die Ebene von Athen, in der sich in der relativ kürzesten Zeit das reichste Geistesleben der Erde entfaltet hat, trägt alle Kennzeichen einer griechischen Ebene; fast ganz abgeschlossen gegen die Landseite, öffnet sie sich nach dem Meere, einladend den Fremdling zum Landen, hinausdeutend für ihre Bewohner in die Ferne. Als bequeme Haltepunkte sind Inseln in das Meer gestreut und machten so das Wagnis der ersten Fahrt geringer. Ganz nahe windet sich, den Krümmungen der Küste fast parallel, sich aus- und einbiegend, Salamis, etwas weiter hinaus, aber immer noch wie zum Greifen deutlich, sieht man in graziösen Linien Ägina aus den Wellen sich erheben, hochragend mit spitzem Felsengipfel im Osten, und dahinter zeigen sich in langer Reihe die schwerfälligen Berge des Peloponnes. Die feindlichen Brüder waren in Griechenland oft Nachbarn, immer aber saßen sie sich bedenklich nahe. Fast überall in der Umgebung Athens sieht man die Geraneiaberge von Megara, und an hellen Tagen kann man von Akrokorinth aus über Salamis hinweg durch die Einsenkung zwischen den Bergen der nördlichen und südlichen Inselhälfte Athen schimmern sehen. Anderseits sind wieder die einzelnen Landschaften durch hohe Gebirge so scharf voneinander abgegrenzt und dadurch die öftere und intensivere Berührung der Griechen untereinander so erschwert, daß es wohl begreiflich wird, daß die Stämme so ganz verschiedenartig und wenig oder gar nicht durcheinander beeinflußt heranwuchsen, herangewachsen aber durch die nahe Nach-

barschaft in beständige Kollision der Interessen kommen konnten."

Wir begleiten ihn auf die Burg; es war die Zeit, da der Donjon der Herzöge von Athen über dem Südflügel der Propyläen noch stand, als Wahrzeichen der Machthaber, die hier im Mittelalter ihren Sitz gehabt. Am Südabhang der Burg lag Asklepieion und Eumenes-Halle noch unter den Schutthalden vergraben. Von größeren Ausgrabungen der Griechischen Archäologischen Gesellschaft hatten erst zwei stattgefunden, die der Attalos-Halle an der Agora, und die am Dipylon und der Gräberstraße des Kerameikos; wie an keiner andern Stelle der klassischen Länder tritt uns hier entgegen, in welch feinsinniger und von Schönheitsgefühl geadelter Weise der Hellene seiner Abgeschiedenen gedacht hat.

„Mit ganz besonderer Vorliebe — so schilderte Belger seine Wanderungen (Augsburger Allgemeine Zeitung a. O. S. 2070) — habe ich immer die einsamsten Flecke des Ölwaldes aufgesucht. Die alten Tempel sind gebrochen, die Felsenhügel um Athen verlieren immer mehr ihre alte Form, um der neuen Stadt Bausteine zu liefern, und die heutigen Bewohner der Ebene können manchmal recht unangenehm alle die träumerischen Erinnerungen an die alte Herrlichkeit zerstören: der Ölwald nur und das Meer vermögen die Phantasie ohne jede Störung in das Altertum zurückzuversetzen. Dort empfand ich am lebhaftesten, daß das Antike doch neu war, da jene Glücklichen lebten, und besonders gern dachte ich mir, daß unter denselben Eindrücken Aristophanes einst des Tereus Lied an die Nachtigall gedichtet haben mochte:

„Süß Weibchen, auf, auf! und verscheuche den Schlaf,
Laß quellen den Born des geweihten Gesangs,
Den so süß hinströmt dein seliger Mund,
Wenn um dein, wenn um mein Kind Itys du
In unendlicher Sehnsucht hell wehklagst
Aus tiefster Brust!
Von der säuselnden Linde Gezweig steigt rein
Dein Schall zu dem Thron des Kroniden empor,
Wo der golden umlockte Apoll' dein lauscht
Und zu deinem Gesang in die Lyra greift,
Und zu deinem Gesang den umwandelnden Chor
Der Unsterblichen führt;
Und es weht von der Lippe der Himmlischen dir,
Mittrauernd mit dir,
Der Götter selige Wehmut."

Bald finden wir ihn wieder in der Gegend des Ilissos; „hier ragen die mächtigen Säulen des Olympieion über die Stadtmauer empor (Allgemeine Zeitung 1877 S. 2155), die hier ganz nahe an den Bach herantritt; gerade unterhalb derselben fließt Athens berühmteste Quelle, die Kallirrhoe, und schon wenig weiter abwärts sehen wir am linken Ufer die Stelle, deren schattige Platanen durch Platons Phädrus unvergeßlich geworden ist."

Wir finden ihn in der Felsenstadt und auf der Pnyx und folgen ihm hinaus zu den Hafenbefestigungen der Piräushalbinsel.

„Kein Punkt ist geeigneter — so schließt er seine Stadtbeschreibung a. O. S. 2355 —, alles noch einmal zu überblicken als der Gipfel von Munychia. Wir sehen noch einmal über den Ölwald hinweg, die Akropolis ragt mit dem Parthenon über die Vorberge hinaus, hinter ihr, fast in doppelter Höhe, erhebt sich der Lykabettos, den Abschluß bildet der Pentelikon, Parnes und Hymettos ziehen

vom Meer aus auf beiden Seiten zu ihm hin. Wir wenden uns, und gerade über den Piräushafen hinweg sehen wir den Eingang zur Meerenge von Salamis. In der Öffnung liegt, zwischen Salamis und dem Festland mitten inne, das Inselchen Psyttaleia. Hier standen am Eingange der Enge die griechischen Schiffe hinter Psyttaleia; wo die Wasserfläche sich schnell verbreitert, fuhren vom Süden her die Reihen der Perser heran. So nehmen wir Abschied von Athen mit dem Blick auf das Schlachtfeld von Salamis. Hier oben mag freilich auch die Volksmenge dicht gedrängt gestanden haben, als 65 Jahre nach dem folgenreichsten Seesiege der Athener Athens schönste und größte Flotte zu dem unglücklichen Zuge nach Syrakus hinausfuhr, der die Macht der Stadt auf immer brechen sollte."

Man merkt an den Schilderungen, die Belger hier von Athen gibt, daß sie ein Schüler von Ernst Curtius geschrieben hat. Und in der Tat hatte Curtius, als die Aufsätze über „Die Ebene von Athen" erschienen waren, ihm angeboten, bei der „Stadtgeschichte von Athen" mitzuarbeiten, doch hatte sich unser Freund zu jener Zeit bereits durch Verpflichtungen zu anderen Arbeiten gebunden.

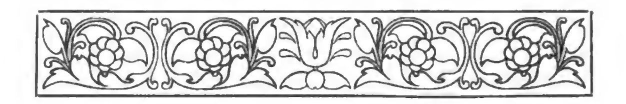
Ausflüge ins Land hinein waren in jener Zeit, da von Athen aus nur die einzige kurze Eisenbahnstrecke, die zum Piräus führte, vorhanden war, ungleich weniger bequem zu machen als heute. Fuhrwerk war kostspielig; so war, falls nicht Pferde gemietet wurden, zu Fußtouren reichlich Gelegenheit gegeben; sie waren zuweilen recht anstrengend, hatten aber zur Folge, daß wir viel mehr von Land und Leuten kennen gelernt haben, als dies heute aus den Eisenbahnwagen möglich ist.

Von dem Peleponnes hat unser Freund damals nur Argos und Mykene besucht; das Interesse für die Kuppelgräber der Heroenzeit ist durch das Schatzhaus des Atreus schon damals in ihm wach geworden; als Schliemann zwei Jahre später seine Ausgrabung unternahm, war er einer der Ersten, der die Bedeutung dieser Funde zu würdigen verstanden hat.

In besonders warmer Erinnerung bewahrt hat er aber immer den Besuch von Lauriea; der Bericht, den er darüber in der Augsburger Allgemeinen Zeitung 1877 (Beilage Nr. 262 u. 263) gegeben hat, bildet den Abschluß dieser Blätter.

Im Frühjahr 1895 hat Belger, aus Ägypten zurückkehrend, zum zweitenmal Athen besucht, die alten Eindrücke wieder aufzufrischen, das Neue, das inzwischen in solcher Fülle zutage gekommen war, kennen zu lernen. Von der Wahrheit des Heraklitischen Satzes, daß niemand zweimal in denselben Fluß steigt, hat auch er sich damals überzeugen müssen.

R. Weil.



Streifereien im Laurion-Gebiete.

Mesógaia, Thorikós, Veliás, Laúrion, Kap Súnion, Kamársa, Hélena, Keratiá.

Von Dr. **Christian Belger.**

Schon eine Woche saß ich (April 1875) unmutig zu Athen, auf eine Reisegelegenheit nach Thorikós wartend; jeden Tag sollte das kleine Dampfschiff der Laurion-Gesellschaft abgehen und um Kap Súnion nach dem Bergwerksdistrikt fahren, aber keinen Tag gefiel es der Direktion, ihr Versprechen wahr zu machen. Der beständige Wechsel der Witterung zwischen Kälte und Hitze hatte mich einen kleinen Vorgeschmack fieberhaften Zustandes kosten lassen, und ich sehnte mich aus dem bei aller Bequemlichkeit doch unbequemen, geräuschvollen Gasthofsleben in dem ξενοδοχεῖον (Gasthof) der Athene in der Hermesstraße nach einer Zeit der Erholung. Hatte ich doch das seltene Glück, hier draußen in der unwirtlichen Fremde einen lieben Freund zu besitzen, der im Laurion-Gebiete zu Thorikós am Meer ein schönes Haus bewohnte. In dieser Verlegenheit kam Freund Grohmann selbst unvermutet in Geschäften nach Athen geritten, und

die κυρία Ἀμελία Seemann, die deutsche Frau eines deutschen Bierbrauers, der sich noch in der Bayernzeit in Athen häuslich niedergelassen hatte, holte mich in sein Standquartier in ihrem kleinen, alten Häuschen ab. Das war eine Freude, nach langer Zeit des Darbens ein altes Freundesgesicht wiederzusehen. Fünf Jahre hatten wir zusammen mit einem dritten Landsmann in einem kleinen Zimmer während der Gymnasialzeit gewohnt und Lust und Leid redlich geteilt; dann war er nach Freiberg auf die Bergakademie, ich zur Universität gegangen, und nun führte uns nach sechsjähriger Trennung ein freundliches Geschick an einem frühzeitig ersehnten Ziele wieder zusammen.

Zwei Tage nachher begann die Tour damit, daß ich früh um 10 Uhr ein Pferd bestieg und, mit Ausnahme zweier Raststunden, bis abends 8 Uhr auf seinem Rücken blieb. Wir ritten auf guter Straße, den Hymettos zur Rechten, an der Stelle des Lykeion vorüber, wo Aristoteles einst gelehrt hatte, durch den alten Demos Alopeke, Sokrates' Geburtsort; links blieb der prächtige Berg Lykabéttos liegen, dann Marúsi und Kephissia mit dem Ölwald. Jeder Blick nach rückwärts erweiterte, da wir leise stiegen, die herrliche Aussicht auf den Saronischen Golf, Ägina und die Berge von Argolis. Dann kamen wir zwischen Hymettos und Pentelikon hindurch an einem verlassenen Kapellchen vorüber, das noch vor wenigen Jahren den Räubern ein sicherer Zufluchtsort gewesen war, nach Liópesi. Rechts fällt steil und kahl der Hymettos in die Ebene, um uns ist fruchtbares Land voller Obstbäume, links steigt der Pentelikon in die Höhe. Das Wirtshaus, in dem wir einkehrten, bestand aus einem einzigen Raum,

hatte zwei Türen und vier Fenster, die aber den Luxus des Glases nicht kannten. In der Mitte stand der Herd aus Holz, tragbar, einer großen Pferdekrippe durchaus ähnlich; aufgehäufte Asche verhinderte das Anbrennen. Auf ihm ward aus allerlei Strauchwerk ein Feuer angezündet, der Rauch mußte sich in Ermangelung einer Esse zu Türen und Fenstern hinausschlängeln, und in den Balken des offenen Dachstuhls nisteten Vögel. Eine Anzahl Fässer, Getreidesäcke, Flaschen, allerhand Hausrat, in einem Winkel das Bett, Tisch und Bank vollendeten die Ausstattung. Unser Getränk war der Krasí (Mischtrank, der neugriechische Ausdruck für Wein), ein weißer Wein, mit Fichtenharz präpariert, den ich anfänglich für eine Art schlimmschmeckender Medizin hielt, schließlich aber nach längerem alleinigem Gebrauche besser schätzen lernte. Salz war nur in großen Stücken vorhanden und ward mittelst einer Flasche auf der allgemeinen Sitzbank zerrieben. Nichtsdestoweniger schmeckten nach dem Ritt die Eier mit diesem grauschimmernden Salze vorzüglich. Der Wirt, ein verschmitzter Albanese, war zugleich Schmied und brachte den Beschlag unserer Pferde in Ordnung. Auch machte er in Politik und stellte uns seinen Esel als Kandidat für die ministerielle Partei im Parlament vor. Das Ministerium Bulgaris befand sich gerade im Untersinken, und alle Griechen, auch die gar nicht wußten, was eine Verfassung ist, schrieen über die Verletzung der Freiheit, die sich dieses Ministerium erlaube; es war die Osterzeit, und die Witzblätter der Athenäer brachten ein Bild, das den ehrenwerten Bulgaris zeigte, wie er, grimmig blickend, die Verfassung als Osterlamm sich briet.

Wir befinden uns schon in dem Teil Attikas, welchen die Alten die Mesógaia (das Mittelland) nannten. Eine für griechische Verhältnisse große Ebene streckt sich, hie und da von beträchtlichen Hügeln unterbrochen, in der südlichen Hälfte von Attika hin, immer zwischen Gebirgszügen, die sich kahl und schroff in prächtigen Linien rechts und links von uns erheben: Hymettos im Westen, Pentelikon im Norden, lange Bergreihen, die letzterer der Küste entlang entsendet, im Osten und der Keratowúni im Süden schließen ein Landstück von der Form eines Trapezes ein, das sich durch Fruchtbarkeit vor anderen Landesteilen auszeichnet. Albanesen arbeiteten auf den Feldern oder lagen im Gras und tranken; denn es ist Grundsatz, daß bei der Bestellung der Weinfelder auch Wein getrunken werden muß, und mehr als gewöhnlich. Eine große Zahl von Eseln weidete regelmäßig in der Nähe der Arbeitenden; denn der Albanese reitet lieber zur Arbeit, als daß er geht, läßt auch das Arbeitsgerät meist vom Lasttier tragen. Dabei sitzen auch die Männer nach Frauenart im Sattel. Wir durchritten mehrere Dörfer, die beträchtlichsten darunter Markópulo und Keratiá. Keratiá ist das größte und liegt am Fuß eines langhingestreckten, steilen Felsenzuges, des zweitausend Fuß hohen Keratowúni. In Liópesi wie in Keratiá floß reichliches Wasser, ohne daß es aber etwa zum Gemüsebau verwandt wurde. Wollten wir in Thorikós Salat oder Artischocken essen, so mußte beides von Athen herausgeschickt werden. Nur ein Hain großer, schöner Ölbäume verdankt auch zu Keratiá seine Existenz dem belebenden Wasser.

Von Keratiá aus wendet sich der Weg um die Ost-

spitze des Keratowúni herum und geht in südlicher Richtung noch eine lange Strecke in der Ebene. Westwärts eröffnet sich hinter dem Keratowúni ein neuer Blick, der höchste Gipfel des südlichen Teils von Attika, der 1500 Fuß hohe Elymbosberg wird sichtbar; wir befinden uns schon in dem eigentlichen Lauriongebiete. Vom Meere trennt uns noch eine Bergreihe. Als wir in allmählicher Steigung den letzten Höhenzug hinaufritten, sagte mein Freund: „Hier wirst du das erste Schlackenfeld sehen;“ meine Phantasie ward arg enttäuscht, als es sich uns bald darauf in Gestalt von einer Reihe ausgeleerter Gruben voll Erde und wüsten Steingerölls zeigte; der eigentliche von den Alten herrührende Schlackengehalt war schon wieder in den Schmelzofen gewandert. Als wir oben auf der Paßhöhe anlangten, war es schon dunkel; das Pferd begann ich nach dem ungewohnten sechsstündigen Ritt für eine Art von Marterinstrument zu halten, und die Abendschatten erlaubten nicht einmal das Meer zu sehen, das sich sonst dem Wanderer auf diesem Punkte freundlich zeigte. Noch knappe zwei Stunden mühseligen Reitens und das καλὴν ἑσπέραν (Guten Abend) im Thorikischen Dörfchen ertönte wohltuend den Müden.

Das neugebaute Haus der griechischen Bergwerksgesellschaft „Perikles“, das wir nun betraten, liegt dicht am Meeresufer, an dem schönen und großen Meerbusen Porto Mandri, von der gegenüberliegenden Helenainsel durch einen schmalen Meeresarm getrennt. So gern ich geruht hätte, konnte ich es doch erst nach einiger Zeit; der Südwind ließ die Wogen wenige Schritte vom Hause unaufhörlich branden, und ich war diese Musik noch zu

wenig gewohnt. Dann folgten einige Tage der Ruhe; ein ganzes Paket der „Allgemeinen Zeitung" brachte meine Kenntnis von dem, was seit sechs Wochen in „Europa" vorgegangen war, nicht wenig in die Höhe; denn die gewöhnlichen griechischen Zeitungen wissen davon blutwenig zu erzählen. Außerdem fand ich dort Böckhs grundlegende Abhandlung über die Laurionbergwerke, der mein bergmännischer Freund die höchste Anerkennung zollte, fand Bursians Geographie von Griechenland, Hahns albanesische Studien, Passows Sammlung der neugriechischen Volkslieder (leider fehlte das ältere immer noch ausgezeichnete Buch von Leake, die Demen von Attika), und so, im wohltuendsten Verkehre, im Genuß des herrlichen Meeresblickes und der frischen Seeluft und der Anregung einer so ganz ortsgemäßen Lektüre, ward ich bald wieder zu voller Frische hergestellt.

So wurden denn bald Ausflüge unternommen. Der erste Ritt ging nordwärts nach Veliás, einem Dörfchen, wenn man wenige ganz vereinzelte Häuschen so nennen will, hoch in den Bergen. Dort befinden sich die bedeutendsten Gruben der Gesellschaft; eine neue zum Transport der Erze gebaute Straße führt erst durch ein angebautes fruchtbares Tal, dann durch wunderbare Felsenlandschaft zu den kahlen Höhen hinauf, zwischen denen in einer Einsattelung ganz einsam zwei kleine Häuser liegen; eines bewohnte der Oberaufseher der Gruben, ein Stück jovialen biederen Österreichertums mitten unter den Griechen und Albanesen, Hr. Malle. Dort gab es griechische Wirtschaft; denn eine junge griechische Frau mit der Mutter führte den Haushalt

und hatte unserm Landsmanne schon ein starkes, schnell heranwachsendes, blondhaariges Mädchen geschenkt. Oliven, Stücke des Oktopoden gibt es zu essen, Krasí zum Trinken. Mit allen dreien, die den deutschen Gaumen zuerst abstoßend zu berühren pflegen, habe ich mich nun schon befreundet, und es wird mir daraus ein günstiges Prognostikon für das Ertragen des Klimas gestellt. Von Veliás aus senken sich die Berge ohne Unterbrechung nach dem Meere hin, so daß die Aussicht nirgends verdeckt wird. Um sie recht zu genießen, bestieg ich den hohen Berg, der sich direkt über Veliás erhebt. Fast das ganze Lauriongebiet lag wie eine Reliefkarte unter mir, das Kárystosvorgebirge, Euböas Südspitze, ragte wie ein Turm im Norden von den Kykladen hoben sich Andros, Kéos, Hélena in zackigen scharfgeschnittenen Umrißlinien aus dem Meere; rückwärts gewandt sah ich einen Streifen des Saronischen Golfes zwischen den Bergen leuchten, selbst Ägina ward sichtbar. Thorikós und etwas weiter der neue Laurionort lagen gerade unter mir.

Ein anderer näherer Ausflug hatte zum Zweck, die etwa erhaltenen Ruinen von Thorikós zu untersuchen. Thorikós gehörte zu den zwölf alten attischen Städten und muß in den Jahrhunderten, während deren der Bergbau blühte, eine ziemliche Bedeutung gehabt haben. Im dekeleïschen Kriege, als der Kornbedarf nicht mehr auf direktem Wege über Orópos geschafft werden konnte, und der Verkehr mit Euböa auf dem Seeweg um Kap Súnion herum bewerkstelligt werden mußte, ward der vortreffliche Hafen, ebenso wie der von Súnion selbst, als Station für die Getreideschiffe benutzt, und beide

wurden befestigt. Aus dieser Zeit stammen wahrscheinlich die spärlichen Mauerreste, die den heutigen Tag erlebt haben. Thorikós lag und liegt in einer Talmulde, die von drei Seiten durch Berge abgeschlossen wird und nur nach dem Meere sich öffnet, am Fuß eines Berges, der erst in leiser Steigung, dann steil aus dem Meere sich erhebt. An seinem Fuße steht noch ein Stück Quadermauer und das untere Stockwerk eines Turmes, beide aus dem leichtbrüchigen, blätterigen, grauen Marmor gebaut, der dort bricht. Weiterhin, westlich am Abhang des Berges, ist noch deutlich das Theater erkennbar, dessen Form von der gewöhnlichen Gestalt derselben insofern abweicht, als die Rundung an der einen Seite plötzlich abbricht und eine Mauer im rechten Winkel einspringend abschließt. Wenige der oberen Sitzreihen sind, soweit sie aus dem natürlichen Felsen bestehen, noch erkennbar, alles sonst von dichtem Schutt bedeckt und von dichtem Gestrüpp überwuchert. Frühere Reisende haben noch die Fundamente einer Halle mit Resten dorischer Säulen gesehen: noch 1817 sind die Trümmer abgebildet worden; es scheint aber, daß sie nun dasselbe Schicksal getroffen hat, welches so viele Reste des Altertums vernichtete, in deren Nähe oder über denen eine neue Kultur auflebte; sie werden bei der Wiederaufnahme des Bergwerkbetriebs für die dazu nötigen Bauten bequemes, weil schon bearbeitetes, Material geboten haben. Von den Häusern der Stadt ist nichts mehr zu sehen; der Felsboden tritt fast überall, außer in der tiefsten Talsohle, nackt zutage, und so hat man wahrscheinlich die leichten Wohngebäude direkt auf den natürlichen Stein ohne

weitere Fundamentierung gesetzt. Dies erklärt das völlige Verschwinden jeder Spur. Mit dem Bergbau sank auch die Bedeutung von Thorikós; Strabon (66 vor bis 24 nach Christus) nennt es noch wie einen existierenden Ort, hundert Jahre später konnte Pomponius Mela die Stadt als einen bloßen Namen bezeichnen, noch weitere hundert Jahre später scheint sogar der Name zu verschwinden; Pausanias wenigstens nennt zwar Súnion und das Lauriongebiet, nicht aber Thorikós. An Inschriften und Skulpturen hatte sich wenig gefunden; nur eine noch nicht veröffentlichte bemerkenswerte Grabschrift, nach dem Charakter der Schriftzüge aus dem vierten vorchristlichen Jahrhundert. Auf schlechtem Stein, mehr eingeritzt als wirklich eingehauen, fand sich ein Nachruf für einen Fremden, der hier gestorben war. Beabsichtigt scheinen Hexameter gewesen zu sein, doch dem Verfasser geht nach einem gelungenen Verse das Metrum in die Brüche, und eine halb prosaische, halb metrische Redeweise bildet den Schluß:

ΚΑΛΛΙΜΑΧΟΣ	*Καλλίμαχος*
ΚΑΛΛΙΜΑΧΟΥ	*Καλλιμάχου*
ΜΝΗΜΕΙΟΝ	*μνημεῖον*
ΕΝ ΑΝΘΡΩΠΟΙ	*ἐν ἀνθρώποισι*
ΣΙΤΟΛ ΕΣΤΑΙ	*τόδ' ἔσται.*
ΧΑΙΡΕΤΕ ΔΟΙΠ	*χαίρετε δ' οἱ*
ΑΡΙΟΝΤΕΣ	*παριόντες, ἐγὼ δὲ*
ΕΓΩ ΛΕ ΛΙ	
ΠΩΝ ΠΑΤΡΙΛ	*λιπὼν πατρίδα*
Λ ΕΝΘΑΛΕ ΚΕΙ	*ἐνθάδε κεῖμαι*
ΜΑΙ ΛΥΣΜΟ	*δύσμορος*
ΡΟΣ ΟΛΕ ΦΙΛΟΣΓΟ	*οὐδὲ φίλους*
ΝΕΑΣ ΕΠΙΛΩΝ.	*γονέας ἐπιδών.*

Der Stein ist an den Seiten nicht regelmäßig behauen, sondern aus dem schlechten, blätterigen Thorikischen Mar-

mor ungefähr in der Gestalt eines Oblongs behauen, und die Schrift bequemt sich in der ganz unregelmäßigen Zeilenlänge den Brüchen der Ränder an. Der Sinn ist folgender: „Dieser Stein soll den Menschen Kallimachos' Namen erhalten. Gruß euch, die ihr vorbeigeht; ich aber verließ die Heimat, liege nun hier, ich Armer, und sah auch nicht die lieben Eltern wieder."

Diese seine Heimat hat uns der Freund verschwiegen, der dem Kallimachos den Denkstein setzte; beide scheinen nach allem ganz arme Leute gewesen zu sein (Corp. Inscr. Att. II n. 3820).

Ein zweiter Stein war gefunden worden, ein Weihgeschenk an den Gott des Mondes; ein kleines Relief zeigte einen Mann und eine Frau, die einem göttlichen Wesen, das auf einem schwer erkennbaren, vogelartig gebildeten Sitze thronte, ein Fruchtopfer darbringen; die Inschrift lautete:

ΜΙΘΡΑΔΑΤΗΣ ΚΑΙ ΓΥΝΗ ΜΗΝΙ.

Mithradates und Frau dem Mēn.

Ich nahm einen Papierabdruck und legte ihn im archäologischen Institut zu Athen nieder.

Nach diesen vorbereitenden Exkursionen ward ein Ritt durch das ganze Bergwerksgebiet unternommen. Das Lauriongebiet umfaßt nicht mehr als den südlichsten Teil von Attika in einer Länge (Nordsüd) von knapp vier Stunden, von Deliás bis Kap Súnion, und nicht ganz gleicher Breite. Die Alten rechneten es begrenzt durch eine Linie von Anáphlystos (nahe der Westküste) bis Thorikós an der Ostseite. Im Norden wird es durch das mächtige Paneíongebirge (jetzt Keratowúni), welches sich quer durch Südattika hindurchzieht, von der Mesogaia

getrennt. Der Name Laurion bezeichnete weder eine einzelne Ortschaft noch einen bestimmten Berg, sondern war der Name eines Distrikts. Die silberhaltigen Berge haben nur eine mäßige Höhe; der Berg Elymbos (1500 Fuß hoch) gehört, streng genommen, nicht in dieses Gebiet, dessen höchste Erhebung nahe der Küste der Berg des heiligen Elias bildet (1100 Fuß). Vom Pentelikon aus nach Süden ist eine starke Höhenverminderung der Berge zu beobachten: der Pentelikon erreicht 3420, der Hymettos 3160, der Keratowúni 2000, der Eliasberg nahe Kap Súnion 1100 Fuß.

Über die Gliederung der Laurionberge hatte noch Böckh (1815) nicht die geringste Vorstellung, selbst die neueste Darstellung aber, die von Bursian (Geographie von Griechenland I, 352), entspricht nicht ganz der Wirklichkeit. Nach ihm besteht das attische Erzgebirge aus zwei von Süd nach Nord langhingestreckten, nur durch ein enges Flußtal getrennten Bergzügen. Richtig daran ist, daß diese Berge nicht mehr wie das Paneíon von Ost nach West streichen, sondern allerdings mehr der südnördlichen Richtung sich nähern; zwei bestimmte Bergzüge allein sind nicht zu unterscheiden.

Mit besonderem Interesse betraten wir das Laurion; denn es bildete die materielle Basis, auf der sich Athen, das an sich arme, zu der freien Selbständigkeit erhob, welche allein seine spätere Blütezeit möglich machte. Wie es in der Athener Bewußtsein selbst eingedrungen war, daß auf den Silberbergwerken die Machtentfaltung der Stadt hauptsächlich beruhte, werden einige Verse aus des Äschylos Persern zeigen. In den achtziger Jahren des

fünften Jahrhunderts hatte bekanntlich Themistokles die attische Seemacht dadurch begründet, daß er seine Mitbürger bewog, die Überschüsse aus den Erträgen der Bergwerke nicht, wie sonst, kopfweise zu verteilen, sondern auf den Bau einer Flotte zu verwenden. Bald genug bot sich die Gelegenheit, die Weisheit dieses Rates zu erproben; denn 480 ward die Schiffsmacht des Xerxes hauptsächlich durch die Flotte der Athener besiegt. Sieben Jahre darauf, 473, wurden die Perser des Äschylos aufgeführt. Wir werden nach Susa versetzt; Xerxes ist fortgezogen mit dem ungeheuren Heere, alle Nachricht mangelt, Furcht bemächtigt sich der Gemüther; Atossa, die Königin-Mutter erscheint und erzählt dem Chor einen bangen Traum. In dem Wechselgespräch, welches nun anhebt, fragt Atossa: wo denn die Stadt liege, die ihres Sohnes Eroberungslust gereizt hatte, fragt, was denn den Athenern den Mut gegeben und sie in den Stand setze, ihm entgegenzutreten.

(V. 230 ff.) Atossa: Freunde, wo im weiten Erdkreis, sagt man, liegt die Stadt Athen?

Chor: Fern im Westen, wo der Herrscher Helios in die Wogen taucht.

Atossa: Doch warum begehrt mein Sohn dann jene Stadt zu eigen sich?

Chor: Fällt sie, dann gehorcht ganz Hellas unterwürfig seinem Wort.

Atossa: Hat sie denn zum Widerstande solch gewalt'ges Männerheer?

Chor: Und ein Heer, das vieles Unheil schon den Persern zugefügt.

Atossa: Und was noch dazu des weitern? Ist die Stadt von Reichtum voll?

Chor: Eine Silberquelle fließt dort, Schätze beut die Erde dar.

Der Chor ist hier weiter nichts als eine Maske, hinter der Äschylos selbst spricht; er auch legt der Atossa die Fragen in den Mund, die ihm Gelegenheit geben, seine Ansichten über Perser und Griechen, speziell Athener, auszusprechen. Er, der seines Lebens höchsten Ruhm dareinsetzte, in der Marathonschlacht mitgefochten zu haben, weiß doch wohl anzuerkennen, wodurch es möglich geworden war, die Flotte zu gründen, mit welcher der zweite, weit erfolgreichere Sieg bei Salamis errungen wurde; denn Athens Einkünfte vor der Stiftung des Seebundes, besonders vor der Verwandlung der Schiffs- und Mannschaftsgestellungen seitens der Bundesgenossen in Geldzahlungen, bestanden hauptsächlich in dem Ertrage der Bergwerke.

Diese Bergwerke wurden schon von alters her ausgebeutet: „man versuchte nicht einmal den Anfangstermin zu bestimmen," sind die Worte eines Schriftstellers aus der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts. In der Zeit kurz vor den Perserkriegen bis zum peloponnesischen Krieg muß der Ertrag am reichlichsten gewesen sein. Die Besetzung von Dekeleia durch die Spartaner übte auch auf den Bergwerksbetrieb unheilvollen Einfluß, indem sie den direkten Verkehr mit den Bergwerken erschwerte und das Entlaufen der Sklaven beförderte. Im beginnenden vierten Jahrhundert fehlte es an Mut und an Geld, die Arbeiten in gleicher Intensität wieder aufzunehmen. Der

Verfasser des in mehrfacher Beziehung interessanten Schriftchens über die Einkünfte der Athener, welcher in dieser Zeit schrieb (Xenophons Name ist überliefert), hegt aber noch ganz wunderbare Vorstellungen von den Reichtümern, die noch dort in der Erde liegen sollten; der Staat müsse nur ihre Ausbeutung in geeigneter Weise in die Hand nehmen, oder aber Privatleute müßten sich zu Assoziationen behufs gegenseitiger Unterstützung zusammentun. In der Zeit des Strabon (im ersten vorchristlichen Jahrhundert) war man auf derselben Stufe wie jetzt, man trieb nicht mehr eigentlichen Bergbau, sondern beutete die von den Vorfahren verworfenen Schlacken von neuem aus. Pausanias in trübseliger Trockenheit erzählt mit einem bedeutungsvollen Imperfektum, daß zu seiner Zeit ein Bergbau gar nicht mehr existierte. „Wer vom Kap Súnion kommt und nach Athen will, fährt am Lauriongebiet vorüber, wo einst die Athener Silberbergwerke hatten." (Attika I.)

Der Staat beutete nach antiker Sitte die Bergwerke nicht selbst aus, sondern zog nur von Privaten, welche auf eigene Gefahr den Abbau unternahmen, gewisse Gelder. Wer ein Bergwerk eröffnen wollte, zahlte für das in Aussicht genommene Stück Land eine einmalige Kaufsumme und des weiteren eine jährliche Quote des Reinertrags. Das erworbene Terrain blieb in seinem Besitze, solange die Abzahlungen regelmäßig stattfanden, und konnte wie jeder andere Grundbesitz durch Vererbung, Weiterverkauf usw. in andere Hände übergehen. So kommt es denn, daß nicht ein einziges großes zusammenhängendes Bergwerk da ist, sondern aller Orten Schächte in die Berge getrieben sind.

Die Arbeit selbst geschah durch Sklaven, deren in der besten Zeit viele Tausende im Laurion arbeiteten. Der Unternehmer arbeitete entweder mit eigenen Sklaven oder mit gemieteten, für die er eine tägliche Summe zu entrichten und deren Zahl er vollständig zu erhalten hatte. Der bekannte Feldherr Nikias besaß allein 1000 solcher Sklaven, die er vermietete. Ihr Los war ein sehr hartes. Da die Arbeit keine qualifizierte war, sondern nur physische Kraft erheischte, verwendete man zu ihr auch das schlechteste Menschenmaterial, und es galt einer Strafe gleich, in den Bergwerken arbeiten zu müssen. Eine sehr charakteristische Äußerung hierüber tut Plutarch am Anfang der Vergleichung zwischen den beiden durch ihren Reichtum berühmten Männern Nikias und Crassus. „Für den Nikias," heißt es dort, „spricht die tadelfreiere Art, wie er zu seinem Reichtum gekommen ist. Im allgemeinen zwar wird man den Ertrag der Bergwerke nicht als einen besonders fein erworbenen bezeichnen, beruht er doch größtenteils auf der Arbeit von Missetätern und Barbaren, von denen noch dazu manche in Fesseln liegen und in dumpfigen und ungesunden Aufenthaltsorten zugrunde gehen; im Vergleich aber mit Crassus, der seinen Reichtum hauptsächlich den blutigen Proskriptionen Sullas verdankt, erscheint jene Art als die edlere."

Von der Wahrheit der Bezeichnung der Bergwerke als dumpfiger, ungesunder Aufenthaltsorte konnte ich mich selbst überzeugen. Während meiner Anwesenheit in Thorikós ward gerade ein antiker Bau am Abhang eines Berges entdeckt. Noch war jeder Hieb der Keilhaue in den Gängen zu sehen; diese Gänge aber waren ganz un-

gleichmäßig gearbeitet; bald gebückt mußten wir vorwärts, bald auf allen Vieren, bald kriechend; denn die alten Arbeiter waren nur der Erzader gefolgt, und deren Mächtigkeit war das Maß für die Weite der Gänge geworden. Rätselhaft erschien es mir oft, wie in solchen Lagen noch eine Arbeit möglich gewesen war. Es gibt nun zwar auch größere, weitere Schächte, aber doch nur dann, wenn die Erzader reichlichere Ausbeute gewährte. Füllte das Erz größere Räume, so arbeitete man so große Höhlungen aus, als die Tragfähigkeit der Wände es erlaubte, und ließ nur zum Schutze gegen das Zusammenbrechen pfeilerartige, von der Decke bis zum Boden reichende Stücke stehen. Da auch sie erzhaltig waren, lag die Versuchung nahe, sie anzugreifen; weil aber mit ihrem Fall ganze Strecken in die Gefahr des Zusammenstürzens gekommen wären, war eine schwere Strafe auf ihre Verletzung gesetzt.

Der Leser, der uns freundlich auf dem Ritt durch dieses merkwürdige Gebiet begleitet, wird zugleich einige Eigentümlichkeiten von Exkursionen in Griechenland kennen lernen. Der österreichische Bergmann war mein Führer, ein griechischer Arbeiter war uns nach Kap Súnion mit Lebensmitteln vorausgeschickt. Die große Einbuchtung, in deren nördlicher Ecke Thorikós liegt, wird etwa in der Mitte durch eine vorspringende Landzunge in zwei Hälften geteilt, an der südlichen ist der neue Ort Laúrion mit den großen Schmelzwerken entstanden. Wir ritten früh am Morgen am Meer entlang, im felsigen Ufer bisweilen die Spuren antiker Wagengeleise beobachtend, und mußten nicht weit von Thorikós, noch vor Laúrion, über den

kleinen Bach, der das Tal von Thorikós durchfließt, um sich dort mit verbreiterter Mündung in das Meer zu ergießen. Da es vor kurzem geregnet hatte, war das sonst fast trockene Flußbett voll, eine Brücke existierte nicht, und so ging es in echt griechischer Weise mitten durch das Wasser; daß es bei der großen Hitze dem Pony meines Begleiters im Wasser zu gefallen anfing, war nicht gerade zu verwundern, aber sehr unerfreulich für den Reiter; denn das Rößlein legte sich ins Wasser, und nur durch schleuniges Abspringen war der Österreicher vor völligem Untertauchen zu retten. Im Galopp ging es dann nach Laúrion. Hier ist der Zentralpunkt für die Ausbeutung der von allen Seiten herbeigebrachten Schlacken; man gewinnt, wie im Altertum, ein silberhaltiges Blei; an das große Schmelzwerk hat sich eine Art Dorf angeschlossen, der Hauptsache nach eine lange Gasse von leichtgebauten Häuschen, Kaffeehäusern, Krambuden für die gewöhnlichsten Lebensbedürfnisse, Schuster- und Schneider-Werkstätten, Arbeiterwohnungen. Hier kauften wir neue Strümpfe, um wenigstens eine trockene Grundlage zu erhalten, tranken ein Glas des beliebten italienischen Wermutweins und ritten weiter. Vom Bleiwerk aus geht ein Rauchkanal beinahe eine Viertelstunde weit, erst in der Ebene, dann einen ins Meer vorragenden Hügel hinauf, um hier in einer riesigen Esse zu münden. Ihm ritten wir entlang und dann ohne Weg über Stock und Stein, Hügel auf und ab, immer am Meere hin; nach einer Stunde wies uns ein Arbeiter rechts landeinwärts, wir überkletterten einen Hügel, der ganz mit verbranntem Gestrüpp bedeckt war, und nach einer weiteren knappen Stunde winkte auf

höherem isoliertem Bergrücken eine Säulenreihe, die unser nächstes Ziel bezeichnete. Steil fällt ein hoher Felsen in die Flut, fast rings vom Meer umflossen stattliche Reste regelmäßig gebauter Quadermauern, von viereckigen Türmen unterbrochen, steigen an der weniger steil abfallenden Landseite in die Höhe, und weithin leuchten die Ruinen eines Tempels von seinem Gipfel. Dem Schiffer ist die glänzende Säulenreihe auf schroffem Felsenvorsprung weit hinaus sichtbar und hat dem Kap Súnion (denn dieses haben wir erreicht) seinen heutigen Namen des Säulenkaps (Kap Kolónnäs) gegeben. Der Felsen war ganz befestigt auf der Landseite durch Mauern, die dem Meere zugewandte Fläche fällt so schroff ab, daß sie dadurch schon gesichert war. Die Spitze ist durch Terassenbauten geebnet, und auf dem höchsten Gipfel, nahe dem Felsenrande, stand der Tempel der Athene. Noch stehen neun dorische Säulen der einen Langseite mit ihren Architraven und drei andere von der Vorhalle mit einem Pfeiler derselben. Der Tempel war höchstwahrscheinlich erst nach Xerxes' zerstörendem Zug aus dem laurischen, leichter als der pentelische verwitternden Marmor erbaut. Die Säulen haben auffallenderweise nur sechzehn Kannelüren, während sonst zwanzig die übliche Zahl ist. Die Stadt Súnion scheint hauptsächlich unten am Meere, westlich am Fuße des Kaps, an einer auf beiden Seiten durch vorspringende Felsen geschützten Einbuchtung gelegen zu haben.

Súnion war eine der bedeutendsten Festungen Attikas und hatte wegen seiner Lage schon in den alten Streitigkeiten mit Ägina seine Bedeutung; kurz vor dem Zuge

des Dareios ward es von den Athenern einem flüchtigen Ägineten, Nikodromos, überlassen, um von da aus die ihnen feindliche Insel zu belästigen. Ob es damals schon befestigt war, ist nicht klar, Thukydides erzählt wenigstens ohne weiteren Zusatz, daß 413 die Athener Súnion befestigten, um den aus Euböa kommenden Getreideschiffen einen festen Hafen zu bieten. Möglich, daß es sich damals nur um eine Neubefestigung handelte; denn es ist anzunehmen, daß Xerxes den so wichtigen und in die Augen fallenden Punkt nicht verschont haben wird. Daß der Ort bedeutend war, zeigt eine Urkunde aus der Rede des Demosthenes vom Kranze, ein Volksbeschluß, worin die Athener in ihrer Bestürzung über den Einbruch Philipps von Makedonien in Phokis (im Jahre 346) die gesamten Bewohner von Attika aufforderten, ihre Habseligkeiten nach den Festungen in Sicherheit zu bringen, und zwar die innerhalb 120 Stadien von der Stadt Wohnenden nach Athen oder nach dem Piräeus, die weiter hinaus nach Eleusis, Phyle, Aphidna, Rhamnus und Súnion. Da die Stadt ferner so recht in der Sklavengegend mitten inne lag, so liefert sie auch einen Beitrag zur Geschichte der Sklavenaufstände; denn es wird von einem Aufstand im zweiten vorchristlichen Jahrhundert erzählt, in welchem die Bergwerkssklaven sich der Veste bemächtigten und Attika von da aus eine Zeitlang belästigten. — Auch Poseidon hatte einen Tempel in Súnion und wird oft von den Dichtern in seiner Eigenschaft als Beschützer Súnions angerufen.

Dort oben im Schatten einer Säule saß ich lange und genoß schweigend die wunderbare Aussicht über das

Meer hin. Vom steilen Káryſtos-Vorgebirge der Südſpitze Euböas wanderte der Blick zu der langhingeſtreckten Helenainſel; von ihr teilweiſe verdeckt, aber höher, ragt Kéos, ganz frei Kythnos empor, bläſſer ſchon erſcheint Seriphos und weit in der Ferne wie ein Schattenbild Melos; ganz nahe aber wie zum Greifen in ſcharfen Umriſſen das Inſelchen Belbína und darüber die Heimat der kühnen Seefahrer, Hydra, daneben Demoſthenes' letzte Zuflucht, die Stätte ſeines Todes, Kalaúria; die blauen Berge von Argolis überragen ſie beide. Gern verſetzte ich mich in das Altertum zurück, wo bisweilen der Athener Kampfſpielen der Schiffe von dieſer hohen Warte zuſchauen konnte; ein Frevel faſt erſchien es mir aber, den Alten das Naturgefühl abſprechen zu wollen; wenn ſie auch nicht der eigenen Bruſt Zerriſſenheit in jeder Felſenkluft wiederfanden — die hier oben der Athene einen Tempel bauten, denen ſprach ſtille Erhabenheit und wahre Größe eine vernehmliche Sprache.

Vom Súnionfelſen kletterten wir, der alten Befeſtigungsmauer folgend, an der Weſtſeite hinunter, ſchließlich faſt auf allen Vieren, und gelangten über Haufen von Felſentrümmern unten an der Brandung in eine große Höhle, die Räuberhöhle genannt, in deren Grund ein Quell köſtlichen Waſſers entſpringt. Vor dem Eingange lag zwiſchen ſchwarzen Felſenblöcken eine ſchimmernde Säulentrommel vom Tempel, welche die weite Reiſe nach unten gemacht hatte, und bis dicht an uns heran rollten die Wogen. Leider hatte der Grieche den Wein vergeſſen, aber auch ſo genoſſen wir ein köſtliches Mahl mit dem kühlen Quellwaſſer, deſſen Wert überhaupt nur derjenige

kennt, der durch wasserlose Gegenden im heißen Sonnenbrande lange Wanderungen machen mußte. Ich dankte aufrichtig den Nymphen des Quells und stieg wieder zu Pferde. Wir ritten über die Trümmerstätte des alten Súnion, am Hafen vorüber, um nach Legraná in der Mitte des Landes zu kommen. Die Richtung wußten wir, mehr aber nicht; ein gebahnter Weg existierte nicht; so ging es über einen Berg nach dem anderen, öfters am steilen Rande des Meeresufers hin, wo die Gefahr des Hinunterfallens nur einige Schritte weit entfernt war; streckenweise hatten die Hirten das Gesträuch angebrannt, so daß nur die kahlen Stämme und Äste standen, um es dann leichter zur Feuerung benutzen zu können; streckenweise ging es über lange, lange Steinhalden; indes endlich kamen wir doch in das gesuchte Tal, das reichlich mit Bäumen besetzt war und einem deutschen Auge einen höchst erfreulichen Eindruck machte. Legraná zeigte sich uns in der Ebene als ein neues Gebäude für die Bergwerke; doch war es dazumal unbewohnt, man hatte dort den Bergbau eingestellt, und so ward unsere Hoffnung auf einen frischen Trunk getäuscht. Im Galopp ging es weiter, noch eine Zeitlang in der Ebene, dann steigend, zu den größten der vorhandenen Schlackenfelder, auf die Höhe von Kamárisa. Dort, in der Mitte zwischen den beiden Küsten, zwischen Anáphlystos und Thorikós, muß der Ort gelegen haben, welcher von Xenophon mit dem Namen Bésa bezeichnet wird. Hier scheint der Hauptplatz für die Ausbeutung der Erze gewesen zu sein, ein kolossales Schlackenfeld breitet sich hier aus, alte Schachte führen tief in das Erdinnere, und beides liefert dem

Bleiwerke von Laurion noch heute das Hauptmaterial. So führt denn auch hierher von dem neuen Laurionorte eine etwa zwei Stunden lange Eisenbahn zum Transport der Schlacken hoch in die Berge. Kamárisa (oder Kamársa) ist ähnlich wie Laurion, ein kleines Arbeiterdorf, das sich neuerdings an die wiederaufgenommenen Bergwerke angeschlossen hat. Arbeiterwohnungen und die unvermeidlichen Kafenía bilden eine lange Gasse, die sich den Bergrücken hinaufzieht. Das bedeutendste Kafeníon ward von einem Italiener gehalten; ein deutscher Ingenieur diente uns zum Führer und wußte uns einen wohl einzig dastehenden Rest aus dem Altertum zu zeigen: eine alte Erzwäsche; sie bestand aus einem System terrassenförmig untereinander liegender Gänge, die in den Felsen gehauen und mit Stuck ausgekleidet waren, auf jeder Terrassenstufe im Quadrat umliefen und an den Ecken dieses Vierecks größere Aushöhlungen hatten.

Es ward mir versichert: sie seien nach dem Prinzip gebaut, daß die schweren Bestandteile der zu sondernden unreinen Erze zuerst zu Boden sänken und die leichteren weiter fortgespült würden. Das Wasser, das dazu notwendig sein mußte, war jedenfalls künstlich hergeleitet, heute waren die Gänge trocken. Es scheint, daß im Altertum bei der zersplitterten Art, die Bergwerke auszubeuten, jeder auf seinem Terrain besser oder schlechter, je nach Kräften, die Erze reinigte und gleich schmolz; so nur erklärt sich einerseits, daß fast überall Schlacken, wenn auch in kleineren Quantitäten, vorkommen, und daß sich keine der Ausdehnung des Gesamtbergbaues entsprechenden Reste von Reinigungs- oder Schmelzanstalten vorfinden.

Das heutige Werk, das die Erze des gesamten Gebietes auf einem Punkte verarbeitet, würde als Ruine unvergleichlich größere Dimensionen zeigen als die Reste aus dem Altertum, wiewohl man im ganzen mindestens ebenso stark das Erzgebiet ausbeutete wie heutzutage.

Schon funkelten die Sterne, als wir wieder zu Pferde stiegen. Wir ritten weiter durch den Wald, bisweilen an mächtigen Felsen vorüber, kamen über dieselbe Paßhöhe, die ich beim ersten Ritt von Keratiá nach Thorikós schon einmal überschritten hatte, und kreuzten den damals eingeschlagenen Weg, um weiter nördlich zu reiten, passierten das Dörfchen Pláka (= Hochfläche) und gelangten in tiefem Dunkel nach Veliás. In der sternklaren Nacht schimmerte tief unter uns wunderbar das Meer, bald ging der volle Mond hinter Andros auf, von den Inseln und Bergen fielen weite Schatten, den ganzen Anblick aber beherrschte in dieser prachtvollen Beleuchtung das Káryſtos-Vorgebirge. Mein ganzes Herz war voll Dankbarkeit und Freude, eines solchen Anblicks teilhaftig geworden zu sein. Noch lange saßen wir beim Krasí, der Heimat gedenkend, dann umfing mich auf hartem Lager ein ruhiger Schlaf.

Am nächsten Morgen sah ich die Ostervorbereitungen; die nunmehr bitter empfundene lange Fastenzeit näherte sich dem Ende, Kulúris wurden gebraten: Ringe aus Brotteig, mit kreuzförmig sich schneidenden Brotdurchmessern, vielfach mit roten Ostereiern besteckt, und das sorgsam aufgezogene Lamm wird in den letzten Tagen noch ganz besonders gut behandelt. Ich allein bekam etwas Fleisch, denn die übrigen hielten strenges Fasten,

und mein Landsmann wollte gerade in den wichtigsten Tagen die festgewurzelten Anschauungen seiner griechischen Frau nicht verletzen.

Dann ging es wieder zu Pferd nach Thorikós hinunter, und für heute ward geruht, ebenso am Sonnabend, mit Ausnahme der gewohnten täglichen Bergbesteigung, um für morgen die Kräfte zu sparen; denn an dem kleinen neuerbauten Molo schaukelt sich schon das Segelschiffchen, das uns morgen, am ersten Ostertage, ganz in der Frühe nach der Helenainsel hinübertragen soll. Abends braten die Griechen im Freien an langen Holzspießen das unvermeidliche Osterlamm, das uns morgen wohl schmecken wird; vollleuchtend schien der Mond auf das leise erzitternde Meer, rötlich glühte das Bratfeuer, lange Schatten der Umherstehenden werfend; sacht nur rauschte die Brandung, und so schlief ich ein. Früh vor 4 Uhr dröhnten Herrn Malles Schritte, der von Veliás herabgekommen war, um mitzufahren, und seine hochbetagte Schwiegermutter, die trotz ihres Alters ihn begleitete, bot uns zuerst das *Χριστὸς ἀνέστη* (Christ ist erstanden). Der Himmel war leider bewölkt, und der Wind blies nur wenig. Trotzdem ward die Fahrt unternommen. Im Dämmerlicht bestiegen wir das Kaïkion (kleines Segelboot); zwei Schiffer, der Kapitano eines zweimastigen Kaïk, der uns zu Gefallen mitfuhr, zwei Arbeiter, von ihnen einer ein amnestierter Räuber, der auch heute seine Flinte mitführte, endlich der Österreicher und ich waren die Passagiere. Daß der Leib nicht verderbe, hatten wir das ganze Osterlamm an seinem Spieße, verschiedene Oka Wein und Geräte zum Kaffeekochen mitgenommen. Die

Segel wurden gespannt, und im leichten Morgenwinde glitten wir ruhig in Zeit von einer reichlichen Stunde über das nur leise gekräuselte Meer nach der Insel hinüber. Still saß ich, so bequem oder unbequem es bei dem engen Raum eben anging, auf dem Schiffsrand und erwartete den Ostersonnenaufgang. Leider blieb er aus, doch war die Luft klar und die Aussicht ungetrübt. Wir landeten in der Mündung einer Wasserrinne, die jetzt trocken lag, aber doch bequemen und durch vorspringende Felsen geschützten Anlauf bot. Die Insel streckt sich parallel der Laurionküste in einer Länge von 3½—4 Stunden hin und ist dabei sehr schmal und steil; oben zieht sich in ihrer ganzen Länge ein hoher schmaler Felsengrat hin, an der nördlichen Spitze bis zu 281, an der südlichen zu 172 Metern über dem Meer emporsteigend; da die ganze Insel an ihrer breitesten Stelle noch nicht eine Stunde breit ist, so imponiert diese fast direkt aus dem Meer emporsteigende Felsenmasse ganz gewaltig. Wir kletterten an dem rasch abfallenden Abhange bis zu jenem Grate hoch hinauf. Nahe dem nördlichen Ende ist er durch ein niedriges natürliches Tor durchbrochen; diese Höhle mit Doppelausgang war zum Zielpunkte bestimmt; sie ist der Schauplatz einer lieblichen Sage. Hier soll die vielbewunderte und vielgescholtene Helena mit Paris zum erstenmal geruht haben, als sie selbander von Sparta gen Troja flohen. Eine andere weniger poetische Wendung läßt sie mit Menelaos auf der Rückkehr von Troja hier Rast machen. Von dieser Höhle erzählen die alten Quellen (Strabon, Pausanias) nichts, nur die Hirten, welche in neuerer Zeit von Reisenden die alte Sage gehört hatten,

lokalisierten sie auf diesem Punkte. Eine direkte Überlieferung aus dem Altertum ist überhaupt, was den Sagenschatz betrifft, nirgends in Griechenland, ebensowenig wie bei uns, erhalten; nur Ortsnamen, religiöse Anschauungen und manche Gebräuche.

Sicher ist, daß Paris oder die Sage, welche ihn hier landen ließ, mit dieser Wahl einen sehr glücklichen Griff tat. Ist das Eiland auch rauh und vollkommen öde (erst in neuerer Zeit werden die Herden der Nachbarinseln Kéos hier geweidet), so bietet sie doch auf ihrer Höhe einen unvergleichlich schönen, reichen Blick nach allen Seiten; westwärts gewandt sehen wir fast die ganze Ostküste von Attika; von Kap Súnion an bis beinahe hinauf nach Marathon ziehen sich die Berglinien, eine hinter der anderen, eine immer höher und steiler als die andere, hin; der höchste sichtbare Gipfel ist uns gerade gegenüber der Keratowúni, gerade darunter auf näherem Bergzuge das liebgewonnene Veliás; Laurion mit seiner riesigen Esse und den Schmelzwerken, Thorikós mit seinem zweigipfeligen Berge liegen unter uns; nordwärts streckt sich Euböa hin, weitleuchtend im Norden mit dem beschneiten Gipfel des Delphgebirges (im Altertum Dirphys, 5370 Fuch hoch). An vielen Stellen Attikas ist dieser kegelförmige Gipfel zu sehen, so wenn man am Abhange des Pentelikon nach Marathon reitet, und gibt dem ganzen Bilde von Eubäa sein charakteristisches Gepräge. Hier bildet er den nördlichsten Punkt der Aussicht, ein hoch emporragender isolierter Kegel; daran schließt sich, fast in gerader Linie weiterlaufend, das weitere niedrigere Gebirge, um sich im Kárystos-Kap noch

einmal abschließend nach Süden gewaltig zu erheben. Auch in den Schluchten dieses Vorgebirges glänzt noch der Schnee. Dann grüßt eine ganze Reihe von Kykladen. Die Sonne schien zwar nicht, und dem Bilde fehlte somit die eigentliche hellenische Heiterkeit, aber die Luft ist doch klar. Vom Meer erhebt sich ein duftiger Nebelstreifen und verdeckt den Fuß der ferneren Inseln, die nun nur mit den Spitzen aus dem Doppelmeere des Wassers und des Nebels emporragen. So erscheint Andros, Ténos, Giúra (Gyaros), lang hingestreckt mit zackigen Umrissen, wie eine Säge das nahe Kéos, mit den weißen Häusern der Stadt hoch in den Bergen; Thermia (Kythnos), Seriphos, Andimilo, die kleine Insel vor Melos; Melos selbst war nicht sichtbar; endlich im Südwesten über Súnion hinaus das auch von Athen aus zu sehende Belbína (jetzt Insel des heiligen Georg genannt). Auf Kap Súnion sind durch das Glas die Säulen sichtbar.

Dort oben zeichnete ich auf langem Papierstreifen, wohl der erste, der dies tat, eine Skizze der attischen Küste, die heute der lebendigen Erinnerung vorzügliche Dienste leistet. Allmählich machte der Magen seine Rechte geltend, und es folgte das königlichste Mahl, das ich noch je gehalten. Auf einer Felsplatte am Fuße des Grates an der Kykladenseite werden duftiger Thymian und andere feine Kräuter, wie sie überall in den Felsen sprießen, dicht ausgebreitet und auf dieses herrliche Tafeltuch die einzelnen Stücke des Osterlammes gelegt. Mir wird, als dem Gast, ein besonderer Sitz aus ein paar Steinen zusammengesetzt, mit dem Rücken lehne ich gegen die Felswand, ringsum lagern sich die Begleiter, vor mir liegt

die ganze Kykladenreihe. Der delikate Lammbraten und der würzige Krasí stehen bereit, und nun weg mit europäisch modernen Luxusgegenständen, als da sind Messer und Gabel, die Hände genügen und die Zähne; dazu werden als besondere Würze Stücke des duftenden Tischtuchs verzehrt. Mit freudigem Flintenknallen macht der ehemalige Räuber die Tafelmusik, ein alter Hirt in wundersamer Tracht, der Bewohner des einzigen Häuschens der Insel, der die Herden der Kéer weidete, findet sich ein, der Krasí ging herum mit häufigen Trinksprüchen der Griechen; *προπίνω σοι* (Ich trinke dir zu), *ἐς εὐτυχίαν* (Mögest du Glück haben = unserm Wohl bekomm's), *καλὴν πατρίδα* (Magst du in der Heimat alles gut finden). Der letzte Gruß stimmte mich etwas traurig; galt es doch der nahe bevorstehenden Rückkehr. Doch die Sonne brach durch die Wolken und verscheuchte alle trüben Gedanken.

Gegen Mittag stiegen wir wieder hinab, im Ufersande wird gelagert, von den Klippen am Meeresrande werden ganz frische, wohlschmeckende Muscheln gesammelt, Kaffee wird gekocht und ein Schläfchen im Schatten des Felsens gemacht; schließlich holte der alte Hirt noch seine Tochter, ein vielleicht zwölfjähriges Mädchen, das bei dem Österreicher Magd werden soll; eine kleine Wilde, bekleidet mit einem langen Hemd, eine Art Strick um den Leib, die Haare in einem Kopftuch, die Füße in unbeschreibbarem wundersamem Schuhwerk; ein Zicklein von der Herde begleitete sie.

Unterdessen aber hat sich der Wind erhoben, und die Wogen gehen hoch in der engen Meeresstraße zwischen Insel und Festland; kaum sind wir eingestiegen

und hinter dem schützenden Felsen vor, so pfeift der Wind in die Segel, daß der Rand unserer Nußschale ins Wasser taucht; schnell wird ein Segel eingezogen, und nun geht's wogenauf wogenab hinüber nach Thorikós. Scheu saß die kleine Wilde mit ihrer Ziege unter der fremden Gesellschaft; die Segelstange, die hinüber und herüber schwankte, zwang sie und uns oft sich zu ducken; lebhaft gedachte ich der Hadumoth aus dem Ekkehard. Stark vom Wogenschaum durchnäßt kamen wir an; eine Viertelstunde vor dem Festland aber hatte sich der Wind gedreht, und die Schiffer mußten aus allen Kräften rudern, um hinüber zu gelangen. Froh betrat ich das feste Land, ob der Tollkühnheit der Fahrt vom wartenden Freund ausgescholten.

Am nächsten Morgen ging es wieder zu Pferde; ich reite allein, nur von einem des Weges kundigen Arbeiter geleitet, nach Keratiá. Wunderschön kann man den Gedanken ihren Lauf lassen, wenn man auf dem Rücken eines Pferdes durch so ganz einsame Landschaft dahinreitet. So ritt auch ich, halb mich der schönen Aussicht erfreuend, halb im Innern mich umschauend, das Tal entlang, die Paßhöhe hinauf, um nach reichlich zwei Stunden im Dorf anzulangen. Ich traf den Österreicher mit seiner Familie wieder, das ganze Dorf aber war im Festschmuck, und draußen vor den Häusern auf einer großen Wiese sammelte sich jung und alt zum festlichen Tanze. Lange hörten wir die fremdartige Weise und betrachteten die graziösen Bewegungen der schön gewachsenen Albanesen; dann gehen wir in das Haus der griechischen Schwiegermutter Herrn Malles, um das Osterlamm zu

essen. Noch waren da der ταμίας (Kassierer) von Thorikós, ein junger Grieche, der in Italien und Frankreich gewesen war und beider Sprachen geläufig sich bediente, und der γραμματικός (Schreiber), Herrn Malles Schwager, ein hocheleganter, europäisch gekleideter junger Mann; endlich kam von Athen her noch ein zweiter Landsmann aus dem Harz, Herr Dehmuth, der in Thorikós die zweite Stelle einnahm. Das Haus, welches uns vereinigte, war ganz nach der gewöhnlichen griechischen Manier gebaut, das Untergeschoß leer; außen führt eine Holztreppe zuerst auf eine Holzgalerie und von dieser in das allein bewohnte Oberstockwerk. Im Wohnzimmer gab es nach europäischer Art Tisch und Stuhl, auch war die Abneigung gegen Messer und Gabel teilweise überwunden, die Gastfreundschaft aber ward ganz in griechischer, äußerst zuvorkommender Art und Weise ausgeübt. Abends besuchten wir noch eine Albanesenfamilie, in deren Wohngemach ich außer dem Herd und einer Lagermatte durchaus kein Ameublement entdecken konnte; das Licht, das uns zu Ehren angezündet ward, wurde mit der Hand gehalten. Nach vielem Osterlamm, vielem Salat, vielem Krasí ging es spät zur Ruhe; am nächsten Morgen besuchten wir den Dorfgeistlichen. Sein Häuschen lag an einem geräumigen Hofe; auch er wohnte im obern Stockwerk, zu dem aber eine Steintreppe hinaufführte; vor dem Zimmer eine hübsche Veranda mit hübscher Aussicht auf den Keratowúni. Im Wohngemach selbst standen nur ein Tisch, ein Bett und ein paar Stühle; ein Buch war nicht zu bemerken, wohl aber in der Wand eine gold- und silberstrotzende Madonna auf Gold-

grund von ausgesprochen byzantinischer Häßlichkeit und verschiedene Heiligenbilder. Vor der Madonna brannte ein kümmerliches Lämpchen; der Krasí aber, der uns mit einem Osterei gastlich geboten war, war trefflich; schließlich, um alle Kulturelemente des Dorfes kennen zu lernen, machen wir der Lehrerin unsere Aufwartung, dann geht die übrige Gesellschaft nach Thorikós zurück; nur ich bleibe noch da, um den Keratowúni zu ersteigen und seine schöne Tropfsteinhöhle zu besuchen. Ein Grieche geleitet mich; wir kaufen einige Lichter und erklettern den ganz nahe bei Keratiá gelegenen Berg, in Zickzack-windungen seine Steilheit überwindend. Die Aussicht ist wieder prachtvoll, so recht geeignet, um beim Abschied einen unvergeßlichen Eindruck von Süd-Attika mitzunehmen. Da der Berg, besser Bergrücken, fast mitten in Attika liegt und alle Gipfel, mit Ausnahme des nördlicher gelegenen Hymettos und Pentelikon, überragt, so ist der Blick nach allen Seiten frei, und Attika zeigt sich wirklich als eine ins Meer vorragende Halbinsel; auf der einen Seite sieht man den Saronischen Golf mit Ägina, auf der andern das Kykladenmeer.

Leider war der großartige Anblick nur wenige Minuten zu genießen, denn schon beim Heraufsteigen sahen wir vom Norden her ein tiefgehendes Gewitter heranziehen, und kurze Zeit nachdem wir den Gipfel erreicht hatten, legte sich die dichte Wolke an den Berg, um hier haften zu bleiben. Der Donner erdröhnte, ein feiner Staubregen kam von allen Seiten, so daß wir froh waren, als wir den schmalen Eingang zur Höhle gefunden hatten. Da das Gebirge nach dem Pan Paneíon

benannt war, so war sicherlich auch diese Höhle, wie so viele, dem Pan heilig, doch fand sich nicht die Spur einer Inschrift oder irgendeiner künstlichen Ausschmückung. Desto schöner aber, ja zauberhaft schön, leuchteten die Tropfsteingebilde. Ich hatte vorher nur die Baumannshöhle gesehen, und kam danach mit wenig Erwartungen, ward aber sehr zum Vorteil enttäuscht; dort in der Höhle unseres Harzes ist alles voll von Qualm und Rauch, und alle Felsen sind geschwärzt von den unzähligen Lampen und Feuerwerken, welche fast täglich im Sommer für die Besucher angezündet werden; die griechische Höhle aber, die noch dazu abseits vom Touristenwege liegt, betritt selten ein menschlicher Fuß, und so leuchten in den weiten Felsenhallen halb durchsichtig die phantastischen Steingebilde in ursprünglicher Frische. Es war die Mittagszeit, zuweilen zwar hörten wir den Donner draußen grollen, aber innen war es doch so feierlich still, daß ich mir wohl denken konnte, wie der große Pan schläft, und ich hütete mich wohl, ihn durch ein vorlautes Wort zu wecken.






Class 322.7
Dr. Doktor Christian Belger.
Widener Library
005218248
3 2044 081 354 409